A 22000 F

Frauenhefte Berlin

April 1978

Nr. 7

DIE SCHWARZE BOTIN

5.-DM

Inhalt

Grit oder das Fest oder was man so nennt 2
(Elfriede Gerstl)

Ein neuer Intellektuellen-Typ: der Dissident 5
(Julia Kristeva)

Die Heilige Familie in der Damenbibliothek 11
(Gabi Dietze)

Der Geist aus der Flasche – die Welt aus der Wand 19
(Gabriele Goettle)

Eine Mutter reist nach Stammheim 22
(Isolde Eckle, Ute Frank)

Arsenikblüten: Tagebuch 24
(Danielle Sarréra)

Gedanken über mögliche Formen feministischer Anarchie 31
(Gabriele Goettle)

Blut und Boden und das Tausendjährige Reich 35
(Christa Reinig)

Bildnachweis:

Gabriele Goettle	Collagen (1978) 3, 14, 20. 21, 23, 32, 34, 40
Edith Lechtape	Collage 25
Sarah Schumann	Collage (Rom 1978) 7
	St. Simoniennes, Bibl. Nat. Paris, Ala Verlag Zürich 38, 39

Grit oder das Fest
oder was man so nennt

mit allem
ist alles mit allem
alles mit allem ist
mit alles mit allem in Beziehung
ist

mit allem in diesem Haus
ist mit

aller Anfang beginnt
die Strasse zum Beispiel
vor diesem Haus zum Beispiel
ist
sagen wir es ruhig
belebt
belebte junge Männer
stehen mit ihren Hüften und Seelen
im Tagesanbruch da
nachdem sie
sagen wir es ruhig
im Kleist-Casino
    rechts vom Tor wenn man ihm gegenübersteht
oder der Kleist-Quelle
    links vom Tor wenn man ihm gegenübersteht
gewesen sind
mit ihresgleichen
wie man sagt
wenn man die Skala der Varianten vernachlässigt
wie man sagt
Juden, Kommunisten, Gastarbeiter, Zahnärzte
rechts oder links vom Tor, wenn man ihm gegenübersteht
wenn man die Skala der Varianten vernachlässigt

jedes Haus hat zum Eindringen sein Tor
das Tor dieses Hauses steht offen
in der Dunkelheit riecht es nach
        Hunden, Urin und altem Bier
die braunen Glasscherben in den Pfützen
                sind scharfe Sachen
auf die schöne junge Männer
            wie Holger und Joe
Gammler
wie man sagt
rechts oder links vom Tor
                wenn man davorsteht
achten müssen
zum Beispiel beim Stehen, Steigen, Liegen
                auf den Treppen
bevor sie sich mit ihren Mänteln und Unterarmen
                zum Schlafen einrichten

geh nicht hin sagt Frau Bartsch wo sie bei Tag und Nacht
stehen und sitzen

Vorsicht vor dem Kopf-Maßnehmer ohne Unterleibverhüter

alles kleine und schwarze Männer
die Messer in der Tasche tragen
die einerseits nach Öl andererseits nach Zwiebel riechen
die mit Koks handeln
die nach Frauen trachten
die den Tripper einführen

alles kleine und schwarze Männer
die nach Messer riechen
die einerseits mit Öl andererseits mit Zwiebeln handeln
die nach Koks trachten
die Frauen einführen
die den Tripper tragen

alles kleine schwarze Männer
die mit Messer handeln
die einerseits nach Öl andererseits nach Zwiebeln trachten
die Koks einführen
die Frauen in der Tasche tragen
die nach Tripper riechen

alles kleine und schwarze Männer
die nach Messer trachten
die einerseits Öl andererseits Zwiebeln einführen
die Koks in der Tasche tragen
die nach Frauen riechen
die mit Tripper handeln

alles kleine und schwarze Männer
die Messer einführen
die einerseits Öl andererseits Zwiebeln in der Tasche tragen
die nach Koks riechen
die mit Frauen handeln
die nach Tripper trachten

geh nur, sagte Frau Bartsch, nicht hin
wo sie bei Tag stehen und bei Nacht sitzen
was sagte Grit
wird sagte Grit
mir sagte Grit
schon sagte Grit
geschehen sagte Grit
oder auch nur ohne grosses Nachdenken wie es Brauch ist
was wird mir schon geschehen Tante Barbara
Blut sagte Frau Bartsch

Elfriede Gerstl

aus: Elfriede Gerstl, Spielräume, edition neue texte, Katsdorf 1977

Ein neuer Intellektuellen-Typ: der Dissident

Ob unter dem Blickwinkel des „organischen Intellektuellen" von Gramsci oder des „engagierten Intellektuellen" im Sinne der Existenzialisten: unsere Vorstellung vom Intellektuellen in der modernen Welt zollt ihren Tribut einem unüberwindlichen Gegensatz zwischen den Massen und dem Individuum, der von der Herr/Knecht-Dialektik geprägt ist und Mitleid und Schuld erzeugt. Daß die Große Mehrheit und die Idee des Gemeinwohls Herr sein soll, vermag kaum die knechtische Gesinnung zu verbergen, die diese Dichotomie beim Intellektuellen induziert, jener Gallionsfigur par excellence eines kohärenten Systems, des Christentums und des kapitalistischen Produktivismus. Das Individuum als Verwalter eines universell sein sollenden Denkens, das Privateigentum, das private Gut, das der Allgemeinheit zurückzugeben ist – das sind nur einige der Elemente, die jene Wege säumen, die uns aus den Bibliotheken in die Parteien verschlagen.

Allem Augenschein nach sind die Gegebenheiten des 20. Jahrhunderts zum Umsturz zu schwerfällig. Die Krise der sozialen Ensembles, die Verstrikkung der Familie, der Nation, der Religion und des Staats in den Schwierigkeiten, in die die väterliche Funktion, die Codes der Sublimierung und des Rechts geraten sind, sowie die zwangsläufig folgende Heraufkunft des Faschismus und des Stalinismus haben bis heute nur Verbitterung und Reue produziert. Und nicht etwa eine radikale Analyse der engeren symbolischen und politischen Gründe für diese Phänomene. Erst recht keine *fundamentale* Infragestellung des Verhältnisses Masse/Individuum und *a fortiori* des Verhältnisses soziale Gruppe/Intellektueller.

In Ermangelung einer solchen Analyse und einer solchen präzisen Infragestellung erleben wir gegenwärtig eine Reduktion der Rolle des Intellektuellen auf die Übernahme der Funktion, die sozialen Ensembles zusammenzukitten. Mit dem besten Gewissen einer aus dem 19. Jahrhundert ererbten historischen Vision geben sich die Intellektuellen (weil die gegenwärtige Entwicklung der Produktivkräfte unsere Existenz als gesonderte soziologische Entität erforderlich gemacht hat) einer Sache hin, deren Ziele – soziale und ökonomische Gleichheit – evident sind, in der aber einerseits die Besonderheit der intellektuellen Arbeit sich verliert, andererseits der Mythos einer etablierten Gesellschaft sich perpetuiert, deren Messianismus, wo er nicht utopisch ist, sich als im Totalitarismus gipfelnd erwiesen hat. Euro-Kommunismus oder nicht: die Zukunft der abendländischen Gesellschaft wird in hohem Maße von einer Umwertung dieser Beziehung Masse/Individuum, Masse/Intellektueller abhängen; von dem Ausbrechen aus der Falle der Dialektik zwischen ihnen; von ihrer Umprägung.

Ein Umprägen, das schon Nietzsche entwarf, als er der Genealogie der Moral nachspürte und im Antichrist die Wurzeln für die Revolute der Neuzeit ansetzte. Ein Umprägen aber vor allem, das mit der Explosion der Sprachen in der Modern auftaucht. Daß die moderne Kunst – Malerei, Musik, Literatur – ein Sublimations-Unternehmen im Fahrwasser des in die Krise geratenen oder überlebten Christentums darstellt, sieht man nur allzu deutlich – auch dann, wenn Psychose oder Schwachsinn ihr unfehlbar zur Seite stehen. Diese freischärlerischen Praktiken der Avantgarde aber, und vor allem das Übergreifen der Underground-Kultur auf Massen-Niveau, mit dem neuen Synkretismus von Sinn-Klang-Geste-Farbe, mit der Abtreibung herrschaftlicher Diskurse, mit dem Zerbrechen der bloß rationalen Kohärenz der kulturellen und institutionellen Codes, entbinden einen neuen Status des *modernen Gemeinwesens.* Anstelle der Massenberieselung, deren „gelungenste" Beispiele die faschistischen Zusammenkünfte und der sozialistische Realismus sind, richten diese neuen Sprachen sich, durch die Gruppen hindurch, an singuläre Subjektivitäten, an singuläre Unbewußte. Gegen die Nivellierung in Einer Parole wirkt die Singularität der Weisen des Sagens und der Gelüste ebenso laienhaft wie militant: gerade sie aber hat sich nach dem Verebben der totalitären Wellen des zweiten Weltkriegs Durchbruch verschafft, – und ohne daß die politischen Apparate, die der Linken inbegriffen, dessen gewahr geworden wären, befangen, wie sie sind, in einer Geschichte, die auch weiterhin die spezifische Geschichte der Diskurse, der Träume, der Gelüste ig-

noriert. Gemeinschaftlich und dennoch singulär, an alle gerichtet, aber von jedem in spezifischer Weise realisiert: derart ist die Kultur unserer Epoche, wo sie nicht ein Hallraum der Echos der Vergangenheit ist. Eine andere Gesellschaft, ein anderes Gemeinwesen, eine andere Körperlichkeit nehmen nun, davon ausgehend, Gestalt an.

Es ist an den Intellektuellen – den Erben jenes „unproduktiven" Sektors in der Hierarchie der modernen Technokratie, den die ehemaligen Humanwissenschaften bilden, – dies Recht auf die Singularität, auf die spezifische Weise des Sagens nicht bloß im Rahmen der Kultur zu produzieren, sondern als *politischen Wert* zu behaupten. Andernfalls verdämmert die intellektuelle Funktion befremdlicherweise in diesen Zwangs-Figuren, zu denen heute, in den Fußstapfen der Priester, deren Nachfolger, die Fabrikanten einer totalisierenden Rationalität: der Marxist oder der Freudianer, geworden sind. Jeden Fluchtweg abschneidend, alle Löcher stopfend, werden der Marxismus und der Freudismus, wenn man sie ihren singulären Zeiten und Räumen entreißt (wenn man sie von dem ökonomischen Kampf beziehungsweise der Übertragungsrelation ablöst), oftmals zum „Sesam-Schließe-Dich", in dem sich in einer etablierten Gesellschaft unter den Schlägen der Zwänge der Glaube einnistet und die zwanghafte Dialektik der Knechte rechtfertigt.

Vielleicht war es denn notwendig, daß es Zukunfts- und Arbeitslose gab, Intellektuelle in Beschäftigungsnot, Studenten ohne jede Berufsperspektive in irgendeinem der entweder Zwang ausübenden oder aber hinfälligen sozialen „Ensembles", die diese *Dissidenten-Funktion* der Intellektuellen behauptet haben. Wenn sie nicht wären . . .: der abendländische Intellektuelle verfügt über allzuviel, immer sehr nationale, „Anerkennungsstrukturen", die ihm erlauben, sich zuhause zu fühlen, auch dann, und vielleicht sogar umso mehr, wenn er sich „in Opposition" befindet.

Ein Gespenst geht um in Europa: das Gespenst der Dissidenten.

Die Singularität des Unbewußten, der Wünsche, der Bedürfnisse sagen. Die Identitäten und/oder die Sprachen der Individuen und der Gruppen ins Spiel bringen. Die sozialen Ensembles ihrer Unmöglichkeit überführen: homogene Diskurse und altehrwürdige Institutionen als unmögliche erkennbar machen. Sich als Enthüller des Unmöglichen behaupten.

Vielleicht hat nur die Pariser Commune, als erste, – als einzige ? – nachbürgerliche Revolution so viel anarchistische Verve im Kampf gegen die Macht, die Institutionen, die Glaubenssätze entfaltet.

Selten aber hat eine Explosion der Sprachen ein so klares Bewußtsein der Abschließung der sozialen Faktizität von Gruppen (Familie, Nation, Staat, Partei) und ihrer Schutzmauern durch ihre rationalen und teleologischen Diskurse produziert, wie die unserer Epoche. Am Ort des Aufplatzens der diskursiven und rationalen Kohärenz hat der Intellektuelle, der deren Agent ist, als erster die Wirkungen zu spüren bekommen: als Infragestellung seiner eigenen Identität und Radikalisierung seiner Dissidenz.

Man könnte drei Typen von Dissidenten unserer Tage unterscheiden:

– Den Rebellen, der gegen die politische Macht kämpft. Er transformiert die Dialektik von Gesetz und Begehren in den Krieg zwischen *der Macht und dem Ressentiment.* Seine paranoide Grenze reduziert sich auf das altbekannte Paar von Herrn und Knecht.

– Der Psychoanalytiker, der die Dialektik von Gesetz und Begehren in die Kraftprobe zwischen *dem Tod und dem Diskurs* transformiert. Der Archetyp, mit dem er rivalisiert, und von dem er sich abzugrenzen sucht, ist die Religion. Denn inmitten der ewigen Erzeugung des Todes durch den Diskurs und umgekehrt hält die Psychoanalyse sich durch ein Laster aufrecht – durch den Glauben in eine Grenze, die Notwendigkeit einer Positivität, kurz eines sozialen Gemeinwesens. Nach dem Judentum schielend, wenn sie diese soziale Grenze als Trennung, Wunde oder Wahrheit jedes sprechenden Wesens zu schreiben sucht, nach dem Christentum, wenn sie vom Genießen der Macht, diese Grenze in einer ebensogut imaginären wie symbolischen oder realen Auferstehung zu überschreiten spricht, – bleibt die Psychoanalyse mit ihren geistigen Anhängern auch heutzutage angesichts der totalisierenden Rationalitäten ein immer noch lebendiges Reservoir von Dissidenzen.

Sarah Schumann

Collage Rom 1978

Galerie am Savignyplatz, Berlin 12, Carmerstraße 10, 5. Mai - 17. Juni

– Der Dichter einer Erfahrung an den äußersten Grenzen der Identität. Jene Texte, in denen das Gesetz nichts ist außerhalb der Sprache: einer fröhlichen Sprache, – eines Gesetzes mithin, das umgestürzt, vergewaltigt, vervielfacht ist, aufrechterhalten einzig und allein um ein polyvalentes, polylogisches Spiel zu erlauben, das einmündet in ein Verglühen des Seins des Gesetzes in einer Leere, in Entspannung, Frieden, Nichts. Das Begehren aber ist darin entblößt bis auf seinen Geflecht-Körper und Musik und Rhythmus, bis auf das eben, was das Gesetz ins Spiel treten läßt, wenn ein ich (ein Subjekt) sich dieses Gesetzes bemächtigt.

Und der Geschlechtsunterschied, die Frauen: ist das nicht eine weitere Dissidenz?

Wenn er vom Gesetz sprach, unterschied Hegel das menschliche Gesetz (das Gesetz der Männer, der Regierungen, der ethischen Ordnung) von dem göttlichen Gesetz (dem Gesetz der Frauen, der Familien, samt dem Totenkult und der Religion). In einem Wort gäbe es also auf seiten des Mannes: das Gesetz des Tages; auf seiten der Frau: das Recht des Schattens. Man kann das präfreudianische und zweifellos sehr phallische Imaginäre des alten „Denkmeisters" kritisieren, was ja auch bereits allenthalben geschehen ist. Festzuhalten lohnt sich indessen, daß das letzte Gesetz (das göttliche Gesetz) sich über dem Tod errichtet. Es gibt kein Gesetz, außer dem des Todes, und das zu erkennen kann dazu verhelfen, mit dem Gesetz weniger Tote zu machen. Freud wußte das, denn er ging von dem Prinzip aus, wo es Gesellschaft, mithin Gesetz gibt, ruhe diese „auf der Mitschuld an dem gemeinsam verübten Verbrechen". Grundlegender noch, und der Feminismus spricht es nicht aus, sind die Frauen es, die am wenigsten Angst (vor dem Tod wie vor dem Gesetz) haben und darum den Tod und das Gesetz verwalten. Moderner ausgedrückt: sie verwalten jenen Schatten des politischen Gesetzes, den das Gesetz der Reproduktion darstellt. Sind die Mütter also, am Gegenpol der Dissidenz, die letzte Garantie von Gesellschaft, weil sie die letzte Garantie der Gattung sind?

Eine Frau nimmt somit niemals als solche an dem sozialen und politischen Konsens/Gesetz teil, sondern kommt darin höchstens als homologisierte, als in den Rang des Herrn aufgestiegener Knecht vor. Allzu befangen in den Grenzen des Körpers und vielleicht auch der Gattung fühlt eine Frau sich in jenen Allgemeinheiten, die das gemeinsame Maß des sozialen Konsenses ausmachen, wie auch in Bezug auf die verallgemeinernde Macht der Sprache, immer *im Exil*. Dieses weibliche Exil in Bezug auf den Sinn und auf das Allgemeine bewirkt, daß eine Frau immer singulär ist, und daß sie durch sich selbst das Singuläre des Singulären manifestiert: die Zerstückelung, den Trieb, das Unsagbare. Darum hat die Philosophie sie immer jener Singularität – jener dem Namen und dem Sinn vorgängigen Zerstückelung, die man den Daimon nennt – zur Seite gestellt: als Besessene (démoniaque), als Hexe. Dies Dämonische aber kann, gerade weil es aus dem Sinn exiliert ist – und das ist ungleich diabolischer –, erwarten, darin erkannt zu werden: von daher das Untergehen der Frauen in dem Räderwerk der Macht und der Institutionen, als deren beständigste Hoffnungen sie sich, und gerade heute wieder, enthüllen (man denke nur an den Aufstieg der Frauen in den Parteien.)

Was die andere Seite betrifft, das Gesetz der Reproduktion der Gattung, berühren wir hier einen der wundesten – und vielleicht der gefährlichsten – Punkte, die die Problematik der Frau bloßlegt. Will sagen: die Stabilität der weiblichen Rolle bei der Reproduktion der Gattung in Frage zu stellen, bedeutet an die Kindheit und damit an den Grund der Gattung selbst zu rühren. Aber sind die großen Probleme unserer Zeit (vom „Wahnsinn" bis zu den extremen Sprachen der Avantgarde oder der Psychedeliker) nicht in der Tat Fragestellungen, die die Grenzen der Gattung betreffen? Denn für jenes „Recht des Schattens" (wie Hegel das Gesetz der Familie und der Reproduktion von Leben und Tod bezeichnete) stellt eine Frau, eine Mutter einen Konflikt dar – die realisierte Spaltung des Subjekts, eine Passion. Immer noch wissen wir nicht zu antworten auf die Frage von Mallarmé: *Was soll man zum Gebären sagen?*, die wahrscheinlich ebenso bohrend ist, wenn nicht mit noch größerer Schärfe, wie das berühmte *Qé voi?*, das Freud einer Frau zuruft. Was wissen wir, nach der Heiligen Jungfrau, von dem Diskurs, den eine Mutter (aus-) hält? In diesen Regionen ist das Begehren (des Kindes) Gesetz – damit habe ich als zweifellos verdrängten Boden der weiblichen Singularität eine Tendenz zur Paranoia definiert. Aber schon in der bloßen Tatsache der Schwangerschaft,

wie auch der Mutterschaft danach, findet eine Frau – vielleicht banale aber gleichwohl wirksame, zugleich natürliche wie kulturelle – Mittel vor, diese paranoide Versuchung nicht am eigenen Leibe leben zu müssen, sondern auf den sozialen Corpus zu verstreuen und damit zu beschwichtigen. Am Anfang ist die Schwangerschaft eine eingepflanzte Psychose: ich oder es, eigener Körper oder Körper des anderen, eine Identität, die sich aufspaltet, auf faltet, ohne ein anderes zu haben wechselt – eine Schwelle zwischen Natur und Kultur, Biologie und Sprache. Dann, durch die Ankunft des Kindes und den Beginn einer Liebe, der einzig wahren weiblichen Liebe für einen anderen, vielleicht, die die ganze Skala der Liebe (von Lady Macbeth bis zur Selbstaufopferung) kennt – bietet sich die Chance, Zugang zu finden zu diesem für eine Frau so schwer erreichtbaren Verhältnis zum Anderen: zum Symbolischen und zum Ethischen. Wenn die Schwangerschaft eine Schwelle zwischen Natur und Kultur ist, dann ist die Mutterschaft eine Brücke zwischen Singularität und Ethik. Eine Frau befindet sich also durch die Gegebenheiten ihres Lebens an den Angelpunkten der Gesellschaftlichkeit – als Garantie und Bedrohung ihres Fortbestands.

Unter diesen Bedingungen versteht sich die weibliche „Schöpfung" nicht von selbst. Man glaubt sagen zu können, daß eine künstlerische Schöpfung sich von einer Identifikation – einer Rivalität – mit dem nährt, was man sich als Lust (die nichts Lustvolles an sich hat) der Mutter vorstellt. Darum ist eine der getreulichsten Repräsentationen der Schöpfung, das heißt ihrer eigenen Praxis, die Serie von De Kooning, *Die Frauen* – herrliche, wilde, komische und unzugängliche Wesen, obschon vom Künstler massakriert. Aber eine Frau bei dieser Schöpfung? Sie wird es offenbar mit ihrer eigenen Mutter, mithin sich selbst, zu tun haben, und das ist wesentlich weniger komisch: darum gibt es nicht viel Gelächter bei den Frauen (keinen Aristophanes, keinen Nietzsche). Jedenfalls aber vermag die Mutterschaft, weit entfernt davon in Widerspruch mit der Kreativität zu stehen (wie uns der existenzialistische Mythos immer noch glauben machen will) – als solche und wenn die ökonomischen Zwänge nicht allzu belastend sind – eine gewisse weibliche Schöpfung zu favorisieren. In dem Maße, in dem sie die Fixierungen aufhebt, die Passion zwischen Leben und Tod, Ich und anderem, Kultur und Natur, Singularität und und anderem, Kultur und Natur, Singularität und Ethik, Narzißmus und Entsagung . . . zirkulieren läßt. Ein wahrer Schleier der Penelope, oder ein Leibnizsches Netz – an dem entlang sie den Faden der Gesten oder des Gedankens verfolgt, das immer aber heterogene Orte verbindet.

Während ein gewisser Feminismus sein Schmollen und seine Isolierung für eine Anfechtung, wenn nicht vielleicht sogar für Dissidenz hält, ist eine wirkliche weibliche Innovation (in welchem gesellschaftlichen Bereich auch immer) nicht möglich, bevor nicht die Mutterschaft, die weibliche Schöpfung und das Verhältnis zwischen beiden erhellt worden sind. Um dahin zu gelangen ist es aber notwendig, damit aufzuhören, aus dem Feminismus eine neue Religion, ein Unternehmen oder eine Sekte zu machen, und damit anzufangen singulär zu analysieren, jenseits von romantischem Selbstmitleid und ohne Selbstgefälligkeit.

Ihr habt es verstanden, ich spreche eine Sprache des Exils. Eine Sprache des Exils, das erstickt einen Schrei, das ist eine Sprache, die nicht schreit. Deshalb produziert sie ohne Zweifel Symptome: ich schreibe Symptome (des Signifikanten, des Signifikats), die zweifellos meine sind, aber auch und notwendig zu Symptomen des Französischen werden. Die gegenwärtige Epoche ist eine Epoche des Exils. Wie kann man es vermeiden im gesunden Menschenverstand zu verdämmern, wenn nicht indem man sich aus seinem Land, seiner Sprache, seinem Geschlecht, seiner Identität exiliert? Nichts schreibt sich ohne irgendein Exil.

Das Exil ist bereits an sich eine *Dissidenz* – denn es handelt sich darum den Ort (die Familie, das Land, die Sprache) zu wechseln. Tiefgreifender noch: das Exil ist ein *irreligiöser* Akt – der Exilierte zerreißt die Bande, alle Bande: und was ist denn die Religion, wenn nicht die Zugehörigkeit zu einer symbolischen oder realen, transzendentalen oder weltlichen Gemeinschaft, immer aber Bindung, Beglaubigung, Übereinkunft? Das Exil zerreißt die Bande, und bis zu den allertiefsten, denen des Sinns, denen die uns an den Glauben klammern, das es – das Leben – Einen Sinn hat, der durch einen toten Vater garantiert wird. Denn im Exil, wenn da Sinn existiert, dann wird er durch nichts verkörpert und tut nichts anderes als sich zu produzieren und sich zu destruieren im Wechsel der

Räume (der geographischen Räume wie der Räume des Diskurses). Das Exil ist eine Überlebenstechnik angesichts des toten Vaters: eine Wette gegen den Sinn des Lebens, der der Tod ist, ein Trotz gegen das Gesetz (des Todes). In der Geschichte hat es einige große Generationen von irreligiösen Exilierten gegeben:

– Die Diaspora der Juden bis zu Spinoza, ihrer eigenen Religion mißtrauend und den Weg ebnend für eine Vernunft, die noch nicht göttlich geworden war (Spinoza: „Das Begehren, das aus der Vernunft entspringt, kann nicht exzessiv sein" (Die französische Revolution wird das dementieren); oder: „Die Erkenntnis des Bösen ist eine inadäquate Erkenntnis" (Freud wird dagegen opponieren)). Bevor sie also Leib und Seele der neuen Religion der Aufklärung verschreiben, deren universalistische Großzügigkeit beginnen wird, ihre Differenz auszulöschen, bevor sie den Antisemitismus des 20. Jahrhunderts decken wird, indem sie ihn leugnet.

– Die Diaspora der Sprachen, die sich in jener Literatur schreibt, die den Sinn vervielfacht und die Schlagbäume der Zeichen und der Nationalsprachen überquert, in jener Literatur, die Namen wie Kafka, Joyce, Beckett illustrieren, aber auch, auf seine französische Weise, eingeschränkter, verlorener, weniger Aufsehen, erregend aber nichtsdestoweniger bahnbrechend: Mallarmé.

– Die Exilierten des Gulag: die einen, nostalgisch dem Gesetz und dem Gemeinwesen nachtrauernd, finden ihre Äquivalente in der orthodoxen Religion (Solschenizyn); die anderen, noch trostloser, exilieren sich in die Ironie, die Verklärung allen Gesetzes (Bukowskj).

– Schließlich, weniger orientalisch und besser informiert, ohne die Erfahrung des Gulag durchgemacht zu haben, die Exilierten, zu denen ich mich zähle. Exilierte des Sozialismus und einer marxistischen Rationalität, aber sehr wohl in Betracht ziehend, daß der Sozialismus – weit davon entfernt, für das Abendland eine unmögliche Hypothese zu sein, wie diejenigen des Gulag glauben – im Gegenteil mit Gewißheit eine reale Möglichkeit und mithin ein Gesprächspartner ist. Es dreht sich folglich darum, die Absperrungen dieser Rationalität und dieser Gesellschaft aufzubrechen, um einen historischen Zyklus zu vollenden, darum, sie geduldig und minutiös zu demontieren, angefangen von den Sprachen, bis hin zur Kultur und den Institutionen. Eine Arbeit der Dissidenz also – eine frevlerische und unerbittliche Demontage der Mechanismen des Diskurses, des Denkens, der Existenz. Diese Dissidenz setzt eine Haltung der permanenten Analyse voraus, eine Haltung der permanenten Wachsamkeit und Zersetzung, die sie notwendig mit den Praktiken der Dissidenz in der modernen abendländischen Welt verbündet.

Denn die wirkliche Dissidenz heute ist vielleicht, und wie seit Eh und Je, das *Denken*. Mit dem Aufgehen der Vernunft in der Technik könnte das Denken sich anders denn als „analytische Position" nicht aufrechterhalten: als Behauptung der Zersetzung, durchquert von Differenzen. Von dieser „analytischen Position" hat die moderne Philosophie einerseits die *Position* festgehalten: um eine spezialisierte oder totalisierende Positionsergreifung zu werden (die verschiedenen Empirismen; oder der Marxismus, der Freudismus, die Phänomenologie . . .). Oder aber sie hält die Analyse nur noch im Sinne der *Zersetzung* fest und schreibt sich als Nachtrag zu einer alten Avantgarde-Literatur (zum Beispiel der Symbolisten). Hat die Philosophie, derart zerrissen zwischen der Rolle einer Hüterin des Gesetzes und der Rolle einer Verächterin des Gesetzes, sich nicht vom Denken abgekehrt?

Wenn es wahr ist, daß das Auftauchen der Frauen und der Kinder im Diskurs unlösbare Fragen an die Vernunft und an das Recht stellt, dann ist dieses Auftauchen ein Symptom mehr für den Tod des Menschen (mit all dem, was dieser Tod an Unerträglichem für die Individuen und für die klassischen Rationalitäten mit sich bringt). Dann ist die einzige Aufhebung dieses Todes vielleicht keine Auferstehung: für welche Transzendenz auch, wenn das Jenseits sich im Wahnsinn verkörpert hat? Und noch weniger eine Renaissance, eine Wiedergeburt: denn der erleuchtete Prinz ist längst im Polit-Büro oder in den Trusts hängen geblieben. Aber, mittels der Anstrengungen des Denkens, durch die Sprachen hindurch: unzählige Aufhebungen des Nichts, des Unsagbaren, des Unvorstellbaren in den Exzessen der Sprachen auskosten, in deren Vielfalt allein sich Leben zeigt. Das, das ist die wahre Klinge der Dissidenz.

Julia Kristeva
(übersetzt von Monika Metzger)

Die Heilige Familie in der Damenbibliothek

Vernünftige Tadlerinnen

Die Frauenbewegungsliteratur ist aus dem Ghetto kleiner Auflagen und entlegener Verlage herausgekommen, könnten voreilige und Emanzipationsproblemen zugeneigte Beobachterinnen des Buchmarkts frohlocken. Überall, bei Montanus, in Bahnhofsbuchhandlungen, im Kaufhaus lacht sie einem entgegen, die Taschenbuchreihe „neue frau" von Rowohlt. Die bisher erschienenen drei Bändchen sind in vornehmem beige gehalten, Ton in Ton die Farbgebung, zierliche Kursivschrift, Minitaturen in der Mitte, fehlt nur, daß sie nach Sandelholz duften. Weiblich soll assoziiert werden, Boudoir fällt mir ein, auch D a m e n b i b l i o t h e k.

Die inhaltliche Glätte und die betont geschmackvolle Gestaltung legen die Erinnerung an diese ältere Gattung der Literaturgeschichte nahe. Männer, später auch Frauen, stellten Almanache und Taschenbücher zusammen, um Frauenspersonen der höheren Schichten ihnen gemäße fein dosierte Kultur und Wissenschaft nahezubringen. Johann Christoph Gottsched, Mentor von Aufklärung und bürgerlicher Literatur zu Anfang des 18. Jahrhunderts, hatte die bisherige Nichtigkeit und Inhaltsleere weiblichen Gesprächs – aus der Sicht der Männer natürlich – beklagt. In den „vernünftigen Tadlerinnen", einer Vorgängerin der Damenbibliothek, läßt er ein weibliches Pseudonym sagen:

„Unsere Gesellschaften (die der Damen) und Zusammenkünfte, welche verständigen Mannspersonen oft zum Gelächter, ja gar zum Ärgernisse geworden sind, kommen ihnen aus keiner anderen Ursache lächerlich oder ekelhaft vor, als wir uns in denselben mit nichtswürdigen, oder auch wohl gar sündlichen Dingen die Zeit vertreiben."

Einfacher, den Herren waren die Damen zu langweilig geworden.

Nicht, daß die Intentionen rowohltscher Damenbibliotheken heute völlig identisch wären. Ein Nachholbedarf an Bildung in demselben Sinne kann heute bei bürgerlichen Frauen nicht mehr ausgemacht werden. Die feine Dosierung gilt eher den sogenannt „politischen" Zusammenhängen. Ein Schuß Emanzipationsdebatte würzt wohl jede Party; auch schmückt eine Gefährtin, die sich bis zu einer gewissen Grenze mit der Frauenbewegung auseinandersetzt, jeden fortschrittlichen Mann. Ne quid nimis, alles mit Maß und Ziel freilich, denn am Bestand der h e i l i g e n F a m i l i e darf nicht gerüttelt werden. Die Frau hat Haus und Kinder zu versorgen, gleichgültig mit was sonst sie sich immer beschäftigen mag. Genau diese Art portionierten folgenlosen Emanzipationspartytalks ist es, die die „neue frau" an die Frau bringt.

Schon besagter Gottsched glaubte erkannt zu haben, daß bei der Aufklärung von Frauen Behutsamkeit am Platze sei. Er schreibt:

„Ich weiß gar wohl, daß die gelehrten Frauenpersonen nicht allemal die besten Haushalterinnen sind. Ich begehre nicht, daß sie sich in solche Wissenschaften und Künste einlassen sollen, welche entweder in gar keiner Übung bestehen, oder aber zu ihrer Selbsterkenntnis wenig beitragen, vielmehr aber das Gemüt davon abziehen. Dasjenige Frauenzimmer, so sich damit verwirret, wird meistens pedantisch, hochmütig und eigensinnig." (2)

Kahles Tischchen

Sophie Mereau, eine zu ihrer Zeit geachtete und berühmte Schriftstellerin gibt 1801 eine Damenbibliothek heraus, in der sich die Gottschedschen Ratschlüsse in reiner Form niederschlagen. Sie nennt sie Kalathiskos, das bedeutet im Griechischen sowohl Näh- und Arbeitskörbchen, wie auch Flötentanz. Die Absichten einer so betitelten Damenbibliothek erläutert die Herausgeberin in einem programmatischen Gedicht, das sie voranstellt:

„Bildlich bezeichnet man durch Kalathiskos die Wohnung
welche mit freundlichem Arm griechische Frauen umschloß.
Also deutet das Bild den Inhalt mit leiser Beziehung
Selber von weiblicher Hand sei er den Frauen geweiht
Auch das schöne Geflecht des harmonischen Tanzes
deutet ehemals des Wortes lieblich tönender Laut:
Also schlinge auch hier der Rhythmus in freundlicher Schwebung
und in melodischen Reihn leicht durch das Ganze sich hin
Doch am gefälligsten wurde das Körbchen der Artemis heilig
ein vielsagend Geschenk, das man den Freundinnen bot." (3)

Im Einleitungssatz, der jedem Rowohltbändchen vorgedruckt ist, heißt es: „Die rororo Reihe ‚neue frau' legt erzählende Texte aus den Literaturen aller Länder vor, deren Thema konkret sinnliche und emotionale Erfahrungen von Frauen auf ihrer Suche nach einem selbstbestimmten Leben ist." Nicht „freundlich" und „gefällig" wie Sophie Mereaus Nähkörbchen, sondern engagiert auf der Suche nach Selbstbestimmung will sich die ‚neue frau' verstehn. Aber das „vielsagend Geschenk", das die Herausgeberin Angela Präsent „den Freundinnen bot" ist ein ‚kahles Tischchen', so hatten boshafte zeitgenössische Kritiker Sophie Mereaus Kalathiskos genannt. Die Suche nach Selbstbestimmung ent-

puppt sich als Spiegelfechterei. Thesen der Frauenbewegung werden modisch andiskutiert, abgewogen und zu leicht befunden. Fremdbestimmte Sexualität und die unendliche Reproduktionsarbeit der Frauen in der heiligen Familie werden hin und her problematisiert, letztendlich aber akzeptiert. Das alles wäre weiter nicht zu kritisieren, wenn sich in den Texten Bewußtsein über die Kompromisse, die halben Wege, die abgebrochenen Aufbrüche, die verlorenen Illusionen fände. Das ist bei den Protagonistinnen der zu besprechenden Romane nicht der Fall. Sie haben das W ü n s c h e n v e r l e r n t. Sie legen der grenzüberschreitenden Phantasie die Fesseln der Legitimation des versäumten Aufbruchs an.

Nicht den Autorinnen allein ist solcherart abgepackte unschädlich gemachte Emanzipationsdebatte anzulasten. Letztendlich thematisieren sie ihre Situation als Hausfrauen und Mütter mit Hochschulabschluß. Interessanter ist, daß ein bürgerlicher Verlag sich mit dieser Art weiblichen Stillstands drapiert, denn daß ein solches Unterfangen lukrativ und attraktiv erscheint, kann kaum zufällig sein.

Aus jenem Holze geschnitzt, in das man verschlungene Herzen ritzt

Vor 150 Jahren hat die Bürde von Mutterschaft und Familie auf der oben erwähnten Sophie Mereau und auch auf ihrer berühmten Schwägerin Bettina von Arnim so gelastet, daß sie nach Eheschließung und Niederkunft völlig verstummten. Sie publizierten nicht mehr, verschwanden aus dem öffentlichen Leben; nur Briefe und Tagebücher über ihr Verhältnis zum Mann und den Werdegang der Kinder sind überliefert. Bettina von Arnim beginnt erst 3 Jahre nach dem Tode ihres Mannes zu veröffentlichen, Sophie Mereau überhaupt nicht mehr. Wenn man Zeit und gesellschaftliche Umstände der Schwägerinnen bedenkt, ein wenig erstaunlicher Vorgang.

Aber den Autorinnen der Rowohltbändchen scheint im 20. Jahrhundert genau Gleiches widerfahren zu sein: Elisabeth Albertsen, promovierte Germanistin, Studium, Selbständigkeit vorher, heiratet, gebärt zwei Kinder, folgt dem Mann auf seinen Berufswegen nach Frankfurt, arbeitet nicht mehr, zieht aufs Land, der Kinder wegen und ... verstummt, verliert gegenüber der Außenwelt ihre Identität. Das Buch „Das Dritte" ist ein Dokument solchen scheinbar unausweichlichen weiblichen Aufgefressenwerdens. Desgleichen Evelyn Guttmann, (Mit-) Autorin des zweiten Buches der Reihe „In der Mitte des Bettes": Studium, Beruf, Teilnahme am Mai 68, dann Heirat, 2 Kinder ... völliges Verstummen. Die vier Wände werden zum Lebenszentrum, der Mann zum Lebenselixier.

Aus welchem Holze sind eigentlich Frauen geschnitzt, aus welchem Stoff sind sie gemacht, daß nur einer daherkommen muß, seinen Namen unter ein Dokument setzen, sie schwängert und nichts bleibt übrig von denen, die ausgezogen waren, die Welt zu erobern? Hier ist der Angelpunkt der Kritik an den gefälligen Bändchen der Damenbibliothek „neue Frau". Nicht umsonst hat die Frauenbewegung fremdbestimmte Sexualität und die patriarchalische Kleinfamilie ins Zentrum der Kritik gerückt:

„Wenn eine Frau sich aus einem bestimmten sozialen System zurückzieht, z.B. der Familie, rührt sie an einen Pfeiler des Systems. Man muß nicht eine Bombe ins Haus werfen um eine Familie hochgehen zu lassen. Der Fakt, daß etwas die Sozialstruktur stört ist wichtig. Es ist ein Gewaltakt, der nicht mit Waffen ausgeführt wird." (4)

so beschreibt Hélène Cixous, eine radikale französische Feministin, die revolutionären Möglichkeiten der Frauenbewegung. Wenn frau dort den Hebel ansetzt, funktioniert die jahrhundertealte Verwandlung selbstbewußter Wesen zu stummen eingesperrten Haustierchen nicht mehr. Aber Rowohlts „neue frau" füllt nur alten Wein in neue Schläuche. Die heilige Familie bleibt unangetastet auf ihrem marmornen Sockel. Besonders erheiternd ist das beim dritten Band der Reihe „Sarah und Patience" von Isabell Miller, wo eine homosexuelle Beziehung geschildert wird, in der die Strukturmomente außenweltabgeschlossener, arbeitsteiliger heterosexueller Familien unreflektiert, sozusagen in Reinform poetisiert werden, in homosexueller Variante.

In der Analyse der einzelnen Texte will ich auf die Kompromisse, Rückzüge, Wunschfragmente und den Konservativismus aufmerksam machen, der mir aus diesen Texten entgegenschlägt, mich niederschlägt. Wenn frau unproblematisiert in den herrschenden Strukturen bleibt, sprich der patriarchalischen Kleinfamilie, sie als Eigentum privatisiert ist, verbleibt frau in der herrschenden Sprach- und Denkform. Exemplarisch möchte ich das an dem ersten Roman der Reihe „das dritte" von Eli-

sabeth Albertsen machen. Die Icherzählerin treibt das „dritte" Kind gegen den Willen ihres Mannes ab und die Abtreibungsfahrt nach Holland bildet den Rahmen, in den assoziativ Selbstreflektionen eingestreut werden.

Von Marionettentheatern und Meeren

In einem der ersten Absätze des Romans heißt es: „Um drei Uhr früh gibt s i e es auf, nimmt ein Bad und zieht sich an. Eine Stunde später brechen s i e auf." Die beiden s i e sind im Schriftbild nicht zu unterscheiden, so wie die herrschende Sprache, also die Sprache der herrschenden Männer den Unterschied zwischen ihm und ihr verwischt, so ununterscheidbar bleibt sie von ihm. Nur der Z u s a m m e n h a n g entscheidet über die Bedeutung des Wortsinns, aber eben das zusammen h ä n g e n macht unbeweglich. Die Fäden, an der die Puppe hängt, bleiben verborgen. Man soll sie ja auch nicht sehen, die Fäden, im Marionettentheater, wegen der Illusion, wie sollte Mann träumen, ohne Illusion. Seine Freude ist es ja, daß sie sich scheinbar selbständig bewegt.

Die Icherzählerin bricht nächtens zu einer Abtreibungsfahrt auf, gegen SEINEN Willen: „Einen Augenblick klopft ihr das Herz wie vor einer tolldreisten Unternehmung . . . wenigstens geschieht etwas, das Warten hat ein Ende, etwas wird sich verändern." (6) Es hat sich etwas verändert, die Fäden erscheinen auch ihr einen Augenblick unsichtbar. Doch die Icherzählerin bleibt das Material, in das sich fremde herrschende Gesetze einschreiben. In der passivischen Form ihrer Rede: E s hat sich etwas verändert, das W a r t e n endet, etwas geschieht, beschreibt sie sich selbst als Matrix, die geprägt wird, der etwas widerfährt. Luce Irigaray formuliert an Lacan angelehnt eine Hypothese über Frau unter patriarchalischem Gesetz:

„Als unbewußte Matrix/Gebärmutter der Sprache des Mannes, könnte sie, was sie selbst angeht, zu ‚ihrem' Unterbewußtsein nur ein Verhältnis haben, das von einer irreduziblen Enteignung gekennzeichnet ist." (7)

Die Struktur, in der ihr etwas widerfährt und ihr hilfloser Widerstandsversuch dagegen beschreibt sich im nächsten Satz: „Und wie sie so dasteht, verjüngt in ihrem kindlichen Trotz, bemerkt er, daß sie die neue Jacke aus Antilopenleder trägt." (8) Sie sieht, daß er die neue Jacke sieht, deren Material Antilopenleder er e r kennt. Sie sieht nur seinen Blick, der auf das D i n g gerichtet ist. (er hat sie bezahlt, die Abtreibung, letztendlich s i e). S i e sieht, oder vielmehr aus ihr sieht sich das Verhältnis in seiner patriarchalischen Eindeutigkeit, das des Vaters, des Logos, des Gesetzes gegenüber einem trotzigen unmündigen Kind.

Da das Gesetz des Vaters ein fremdes ist, gibt es in ihm für sie kein Leben, keine Gegenwart. Nicht getrennt genug, um zu erkennen und zu benennen, was sie mehr tot als leben macht, gerinnt ihr der O r t ihrer Existenz zur Beschreibung ihres Zu-S t a n d s . Die Landschaft Wetterau, in der sie lebt:

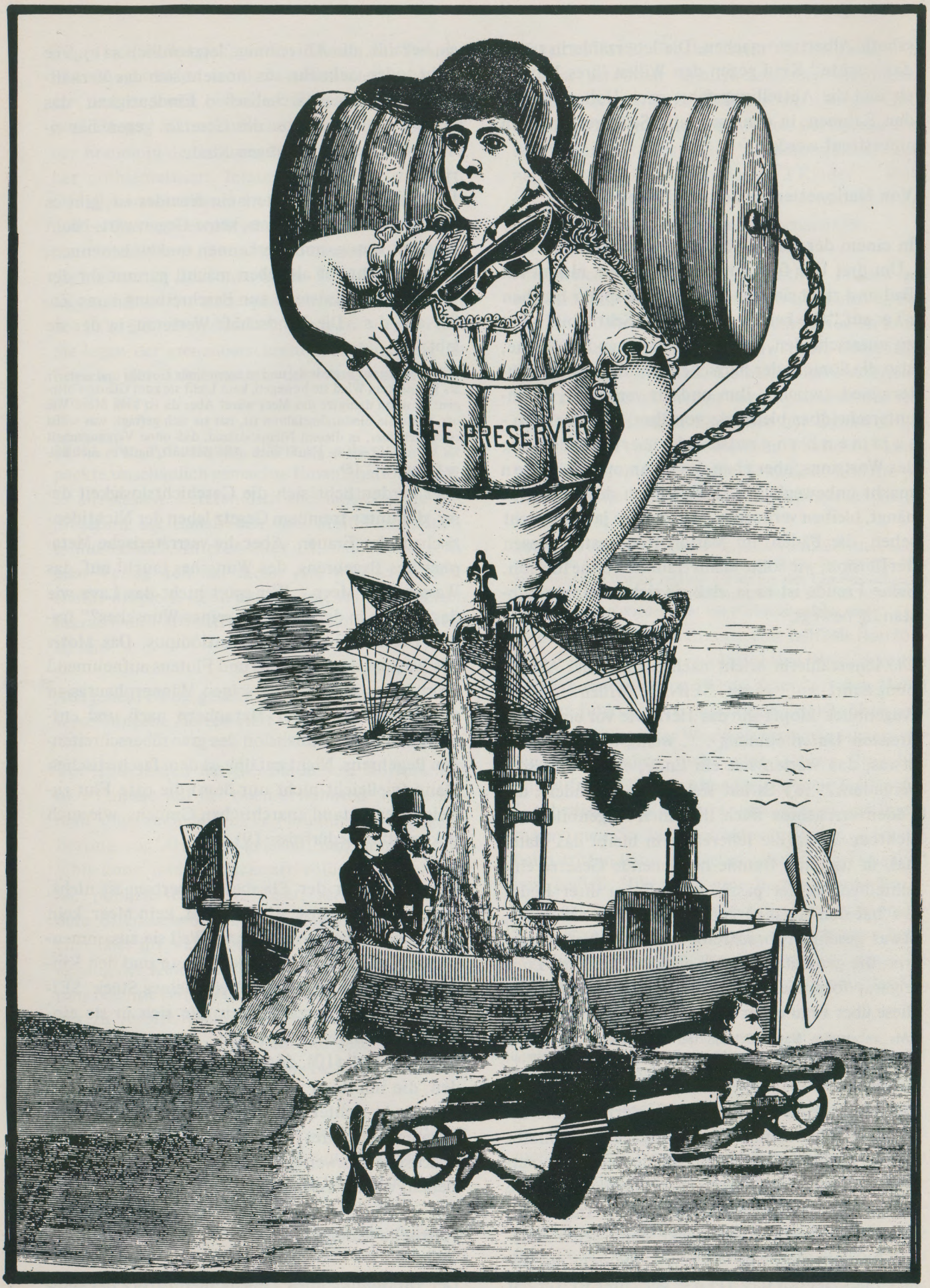
„Flach und grau liegt sie da, und so eigensinnig trostlos und erstarrt, als könne kein Wind sie bewegen, kein Licht sie zum Glänzen bringen. Ja wenn dahinter das Meer wäre! Aber da ist kein Meer. Wie oft, wenn sie hindurchgefahren ist, hat sie sich gefragt, was willst eigentlich hier, in diesem Niemandsland, daß ohne Vergangenheit für sie ist und wie sie glaubt auch ohne Zukunft, hatte es auch keine Gegenwart." (8)

Hier verdeutlicht sich die Geschichtslosigkeit derer, die unter fremdem Gesetz leben der Nichtidentischen, der Frauen. Aber die verrräterische Metapher des Begehrens, des Wunsches taucht auf, das Wasser, das Meer. „Wer spürt nicht das Lava wie das Wasser in den Strömen seines Wunsches?" fragen Deleuze/Guattari im Antiödipus. Das Motiv des Wassers, des Strömens und Flutens aufnehmend spürt Klaus Theweleit in seinen Männerphantasien der Bedeutung dieser Metaphern nach und entschlüsselt sie als Dimension des grenzüberschreitenden Begehrens. Nicht zufällig ist dem faschistischen Mann (vielleicht nicht nur dem) die rote Flut zugleich Gegenstand anarchischen Grauens, wie auch bekämpfter Bedürfnisse (9).

Aber das Meer der Elisabeth Albertsen ist nicht, weil dort, wo sie ist, so wie sie ist, kein Meer, kein wirkliches Begehren sein kann. Weil sie zusammenhängt in den Fäden, mit dem Mann und den Kindern. Noch reicht ihre Kraft ein kleines Stück, SEINER Sprache auszuweichen, die sich in sie einschreibt: „Bloß nicht reden . . . zu sagen gibts nichts mehr." (10), doch sogleich beginnt sie zu reden, die ihn doch zum Schweigen bringen wollte. Ihre Rede richtet sich auf das tägliche Muß, die Organisation ihres Gefängnisses: „Nur ein paar praktische Hinweise des Tages, was die Kinder anziehen, was sie essen sollen." (11)

Politische Randgänge

Der Drehpunkt ihres Lebens bleibt trotz der selb-


LIFE PRESERVER

ständigen Durchsetzung der Abtreibung der Mann, die Familie. Samstags zur Probe hinter SEINEM Schreibtisch sitzend, partizipiert sie träumend an seiner Macht, an seiner Wichtigkeit. Was sie wirklich lebt dagegen, beschreibt sie mit genauem Blick. Präzise sind die Passagen über den entnervenden häuslichen Alltag, über Phantasien, die in „monogamen Ehebetten wuchern". Über Widerstand gegen die Pille, weil das Durchleben des natürlichen Zyklus mit depressiven und glücklichen Phasen mehr Lebendigkeit verspüren läßt als östrogengedämpfter Gleichklang, etc. Aber außerhalb ihres Mikrokosmos nimmt sie nichts wahr. Selbst andere Menschen geraten ihr zu Schemen. Die Frauen im Bus nach Holland – immerhin in der Rahmenerzählung die ganze Zeit als Personen anwesend – gewinnen nie Lebendigkeit, Konsistenz, sie verkommen zu Abziehbildern von „teigigen Gesichtern" und „Gastarbeitermammis".

Gedanken zur Frauenemanzipation – anscheinend eisernes Muß der Reihe „neue frau", wie sollte sonst das „neu" legitimiert werden – kommen in der papiernen Gestalt aufgezählter Autoren und Autorinnen daher. Alle gängigen Texte werden kurz zitiert, hin und her gewendet und verworfen. Sie werden nicht lebendig, können es auch nicht werden. Die Kritik griffiger Parolen hat hier allzu legitimatorischen Charakter, um ernst genommen zu werden. Wenn es der Icherzählerin unbehaglich werden will, dann muß eben etwas herhalten, was es unbehaglich macht. So schiebt sie dem Frauenzentrum Frankfurt flugs ein KBW-Manifest über den Volksentscheid zum § 218 unter. Diese Politik ist von den autonomen Frauengruppen, die praktische Abtreibungshilfe leisten, nie vertreten sondern kritisiert worden. Die Klotzigkeit der Sprüche erlaubt eine billige Distanzierung. Nur weiß die Autorin in ihrer offenkundigen Unkenntnis nicht, wer zu welchem Zweck diese Sprüche macht.

Andere Sprüche dagegen erschrecken ins Mark. Sprechchöre über die Grenze der Herrschaft der Schwänze treiben die Mitdemonstrantin aus den Reihen. In Diskussionen nur mit Frauen fehle ihr das Gesprächseros, vermerkt die Icherzählerin an anderer Stelle. Wenn die Anwesenheit von Besitzern eines so wertvollen Körperteils sie dergestalt verlebendigt, beflügelt, muß ihr die Begrenzung der Schwanzherrschaft, bedrohlich, wenn nicht gar tödlich vorkommen.

Die Verbindung von Pseudoemanzipatorischem und politischer Gedankenlosigkeit nicht nur in Frauenfragen ist ein Konstitutionsmerkmal dieses Textes wie auch der weiteren dieser Reihe. In ärgerlicher Weise wird eine private Zufälligkeit kolportiert, der durch die politische Zeitgeschichte einen morbiden Reiz bekommt. Die Autorin wäre beinahe mit dem Freund Gudrun Ensslins nach Berlin durchgebrannt, weil er gesagt haben soll, „Komm mit nach Berlin, die Revolution wird dir sicher gut stehen." Bieder und pharisäerhaft „sorgt" sie um den Sohn der Ensslin, der angeblich an „Mangel an mütterlicher Zuwendung eingeht", während seine verantwortungslose Mami lieber Pornofilme dreht und Kaufhäuser ansteckt. Andererseits träumt sie sich auf die Barrikaden. Mißlungene Anflüge von Selbstironie ob dieser Träume gipfeln in „so verkitscht ist meine Seele manchmal". Der Konservativismus des Textes wird an solcher Stelle am deutlichsten. Die eignen Wünsche werden mit Mißtrauen betrachtet, ja Verachtung, das Begehren wird zensiert. Hier sucht niemand ein selbstbestimmtes Leben, sondern kolportiert larmoyant die Aufgabe der Suche nach den Träumen.

Dieses Intermezzo aktueller Politkolportage aus der Froschperspektive dient letztendlich nur dem gewissen Kitzel der Icherzählerin, ihrer Selbstaufwertung mit geliehenem Terroristenglitter. Eine polizeiliche Vorladung wegen verjährter Bekanntschaft quittiert sie: „fast ein wenig stolz, daß man ihr, der braven Hausfrau . . . so etwas zutraut."

Aber der Wunsch, daß alles anders sein möge, weniger versteinert, schimmert doch am Schluß des Textes auf. Das Meer ist dort, wo sie jetzt ist, in Holland nach der Abtreibung: „und da herausfordernd wie immer das Meer, nicht grün, sondern von dunklem Blau." Bis ganz dicht an sie heran kommt das wilde Wünschen. Zur Erinnerung Deleuze/Guattari hatten gesagt: „Wer spürt nicht die Lava, das Wasser in den Strömen seines Wunsches?" Elisabeth Albertsen formuliert: „Das Meer wälzt seinen Brand vor ihre Füße. „Lava und Brand, Wasser und Meer bis vor ihre Füße. Aber nur bis vor ihre Füße, dann schiebt sich die Struktur, in die sie eingefangen ist, vor ihren Blick: „Eine F a m i l i e kommt vorbei, ein Mann, eine Frau – drei Kinder zwischen sich." Die Struktur, in die sich diese patriarchalische Gesellschaft, ihre Wünsche,

ihr Begehren eingesperrt hat, die heilige Familie hat sie wieder.

Salto Mortale

Mangelnder Mut, die bürgerliche Kleinfamilie als einzig denkbarer Lebensform, die alleinseligmachende Struktur anzugreifen, ist auch bestimmend für das viel differenziertere 2. Buch der Reihe „In der Mitte des Bettes" von Claude und Evelyne Guttmann. Auch hier wird die Rede der Frau, ihr Leben, von der Innenwelt der Familie aufgesogen. Durch die Geburt eines Kindes kappt Muriel, die weibliche Figur des Dia-Logbuchs einer Ehe, die letzten Drähte zur Außenwelt, der Arbeit. Die Schmerzen dieser Abtrennung spiegelt sich in der Konfusion der Rede der Frau darüber wider. Programmatisch ist besonders der letzte Satz:

„Bei Colins Geburt mußt ich aufhören zu arbeiten. Ich war Lehrerin in einem abgelegenen Vorort gewesen. Ich hatte leidenschaftlich gern gearbeitet, fürchtete jedoch immer den morgendlichen Schulbeginn. Ich war eigentlich froh, zuhause zu bleiben. Die Untätigkeit beruhigte mich und schnell schloß ich mich ein. *Es war bequem gegenüber der Außenwelt – Und was die Innenwelt betraf, so mußte man sie leben.*" *(12)*

In einem langen quasitherapeutischen Diskurs versucht ein Ehepaar durch dialogisches Schreiben, die Unlebendigkeit einer 5jährigen Beziehung zu durchbrechen. Die Ehe hatte mit dem Satz des Mannes begonnen „Ich heirate dich, aber eine Liebesehe wird es nicht werden." Doch so einfach, wie diese Eingangsvoraussetzung nahelegt, sind die Gewichte in dieser Beziehung nicht verteilt. Muriel glaubt, frigid zu sein. Diese Frigidität erfährt verschiedene Interpretationen während des Textes. Am Anfang der Beziehung mit Sebastien i s t Muriel unfähig zu eigener Lust, verbirgt diesen „Makel" aber erfolgreich vor ihrem Ehemann, weil sie glaubt, daß es „ein Zustand sei, den man um jeden Preis verbergen muß, wenn man ein mögliches Sexualobjekt bleiben will, d.h. jemand, der begehrt wird." (13)

Später „gesteht" Muriel Sebastien ihre Lustunfähigkeit, d.h. sie hat begonnen, gegen ihn zu kämpfen, sie verwendet ihr Unvermögen, Lust zu empfinden als das Symbol, ihrem Widerstand gegen seinen Körper, gegen ihn, Ausdruck zu verleihen. Ihr Mann erkennt, daß er in diesem Beziehungsspiel in einer bestimmten Art betrogen wurde, wo er es doch war, der gesagt hatte, er liebe sie nicht:

„Unaufhörlich hatte Muriel um Beweise der Zärtlichkeit, um Liebesbeweise gebettelt, um die Wüste ihrer Liebe zu mir zu verbergen. Aber ich hatte es nicht verstanden. Ich fühlte mich als den allein Schuldigen . . . Ich begriff, daß meine hartnäckige Ablehnung Muriels, die heftigen Attacken gegen sie nur Rückwirkungen der subtilen Ablehnung gewesen waren, die Ablehnung, die Muriel in ihrer nuancierten Niedergeschlagenheit mir jeden Tag zuschob." (14)

Zornig verlangt Sebastien, sie solle ihre Frigidität öffentlich machen, ihren Freunden erzählen. Sie habe ja die ganze Zeit mit falschen Karten gespielt. Das bedeutet, daß Muriels Unterbewußtsein in ihrer Einschätzung, daß Frigidität etwas verächtliches sei, durchaus Sebastiens Idee zurückgespiegelt hat. Auch ihm erscheint nur eine Frau wertvoll, wenn er den Wert, den er ihr beimißt, wenn er sie begehrt, zu schätzen weiß. Sie redet, wie er verlangt hat, öffentlich über ihre Frigidität, allerdings gegen ihn gewendet mit der Absicht, an den Freunden zu erproben, ob sie ihnen trotz ihrer Lustunfähigkeit weiterhin begehrenswert erscheint. Noch immer ist sie nicht auf der Suche nach ihren eigenen Lüsten, sondern nach den fremden, die sie kraft ihres Geschlechts bei Männern hervorrufen kann. Sie sucht das Begehrtwerden schlechthin, ohne die Währung des gespielten Orgasmus. Programmgemäß überfällt Sebastien die Eifersucht, nämlich die Furcht, seines Eigentumes verlustig zu gehen. Und dieser „Beweis" seines Begehrens, trotz ihres Makels veranlaßt Muriel zu einem Salto Mortale heim ins Reich, die heilige Familie, sie glaubt, die Lust zu empfinden, die ihr abverlangt wird, die sich Sebastien so gewünscht hat.

Regloses Bild und Blick

In der französischen feministischen Theorie gibt es eine der Behauptung Muriels, ob ihrer gewonnenen Lustfähigkeit widersprechende These von Luce Irigaray. Sie behauptet, daß weibliche Lust unter den herrschenden Denk- und Seinsformen d.h. unter dem Patriarchat nie zu sich selbst kommen kann. Apodiktisch formuliert sie:

„Die Frau ist innerhalb des sexuellen Imaginären nichts als eine mehr oder minder gefällige Stütze für die Inszenierung der männlichen Phantasie. Daß sie dabei Lust empfindet, sofern sie dazu ermächtigt wird, ist möglich und sogar gewiß. Aber die Lust ist vor allem masochistische Prostitution ihres Körpers für einen Wunsch, der nicht der ihre ist . . . Nicht wissend, was sie will, ist sie zu allem bereit, bettelt sogar immer wieder darum, er möge sie als Objekt zur Ausübung seiner eigenen Lust nehmen. Sie, sie wird also nicht sagen, was sie begehrt. Sie weiß es außerdem nicht, oder nicht mehr." (14)

Der oben zitierte Text von Irigaray erscheint so kompromißlos, überspitzt, aber daß die scheinbare Radikalität auch in Rudimenten in eingebrochenes weibliches Bewußtsein hineinreicht, lassen einige Aussagen Muriels nach ihrem „coming out"

ihrer emphatisch begrüßten Orgasmusfähigkeit Sebastien gegenüber erkennen. Nachdem sie in die heilige Familie zurückgekehrt ist und dort die geforderte Lustfähigkeit produziert, schreibt sie:

„Ich schrieb Szenen, die freilich stattgefunden haben, die jedoch die lustvolle Farbe meiner Träume hatten, in denen ich wo nicht als tote, so doch als nichtlebendige Puppe auf der Bühne stand, in die ich nichts von mir einbrachte, vielleicht, weil ich noch nicht viel zu geben, zu sein habe." (15)

Die Unmöglichkeit, zur Struktur der weiblichen Wünsche vorzustoßen, wird durch die herrschende Sprache fundamentiert. Eine andere Sprache, die sich dieser Struktur entziehen könnte, kann sie nicht finden, weil sie die patriarchalischen Bedingungen ihrer Existenz nicht aufbricht, denn letztendlich begreift auch Muriel, daß sie eine Repräsentation des männlichen Wunsches bleibt, und ihr davon geprägtes, verliehenes Unterbewußtsein diesen nur zurückspiegelt, ohne selbst begehren zu können, ohne die Realität mit dem Blick zu erfassen. Sie sagt:

„natürlich war die Art und Weise, wie ich über meine Sexualität sprach, eine Unterschlagung. Es war eine Täuschung, denn es stimmte zwar, aber ich gab nur das zur Szene erstarrte Resultat einer Verwandlung in mir bekannt, der ins Gesicht zu sehen ich Angst hatte. So wie ich gestern Angst vor Sebastien hatte, Angst, daß er mich bitten könnte, mich anzusehen, statt mich als weißgepudertes regloses Bild vorzuzeigen. Mehr weiß ich nicht." (16)

In Paranthese dazu Luce Irigaray über das Sehen in der weiblichen Erotik:

„In dieser Logik (der männlichen Sprache) ist besonders der Vorrang des B l i c k s und die Absonderung der F o r m , der Individualisierung der Form einer weiblichen Erotik fremd. Die Frau genießt mehr durch die Berührung als durch den Blick, und ihr Eintritt in die herrschende skopische Ökonomie bedeutet für sie wiederum eine Zuweisung zur Passivität, sie wird das schöne Objekt zum Anschauen sein. Wenn ihr Körper sich auf diese Weise erotisiert findet und sollizitiert zu einer doppelten Bewegung der Zur-Schau Stellung und des keuschen Rückzugs, um die Triebe des „Subjekts" wachzurufen, so repräsentiert ihr Geschlecht, den Schrecken davor, nichts zu sehen." (17)

S t a nd punkte und A b sichten

Daß diese strukturelle Passivität sich besonders in der nichtfamiliären Außenwelt niederschlägt ist nicht verwunderlich. Die ehemals militante Gauchistin kann viel umstandsloser als ihr nicht so avancierter Gatte die Vergangenheit des Mai 68 abstreifen. Muriel sagt dazu:

„1970 war ich . . . schwanger. Bei der politischen Arbeit hielt ich mich zurück, nicht wegen der politischen Differenzen – ich war nur allzueinverstanden – . . . sondern weil mein Körper nicht mitmachte." (18)

Nicht, daß ich wüßte, was für eine Art von „Politik" heute möglich und angemessen ist, oder daß mir ein fugen- und kantenloser Feminismus zur Verfügung stände. Solcherart S t a n d punkte, jagen mir ohnehin mehr Angst ob ihrer Unbeweglichkeit ein, als daß sie mir Sicherheit versprächen. Aber auch bar jeden festen Punkts, von dem frau Welten aus den Angeln heben könnte, frappiert mich die Folgenlosigkeit, mit der die „politischen Jahre" an der „neuen Frau" von Rowohlt abperlen. Nun ist es möglich, daß „Politik" in einer bestimmten Form in jedem Fall außengeleitet und unannehmbar ist, damit wäre das Abstreifen des „falschen" Engagements nur zu einsichtig. Muriel alias Evelyne Guttmann legt diese Interpretation nahe:

„Auf der einen Seite mein ‚wahres Ich' dessen Bestrebungen Phantasien und Wünsche zerstört werden sollten – mein totes Ich – und ein anderes entpersonalisiertes Ich, das lediglich vom Pflichtgefühl, einem asketisch kastrierten Moralgefühl getrieben wurde . . . Aber Prume regte sich in mir, und die auflodernde Freude fegte jedes Schuldgefühl hinweg." (19)

Eine solche Argumentation ist dann glaubwürdig, wenn der ehemals falschen Radikalität, eine selbstbestimmte, die Innenwelt einer Beziehung überschreitende Radikalität entgegengesetzt werden könnte. Aber die Verbindung zur Frauenbewegung sind in den beiden Gegenwartstexten der Reihe „neue frau" nur ironisch kommentierte Intermezzi.

Eine andere Interpretationsmöglichkeit ist, daß die Textauswahl Methode hat, nämlich, daß es sich um mittelständische Selbstreflektionen handelt, die die Einpassung in die häuslichen durchaus intellektuell geschmückten Ghettos mit pseudoemanzipatorischem Impetus legitimieren. Der Scheincharakter einer solchen ‚Emanzipation' entlarvt sich an der Blicktrübung (wenn frau nicht Dummheit und Borniertheit sagen will), die den außerhäuslichen Bereich betrifft.

Die Ablehnung von „Politik" im weitesten Sinn ist auch notwendig, bei einer so konzipierten „neuen" frau. Wenn es darum geht, die Funktion der Frauen in der heiligen Familie, wie auch immer, problematisiert zu erhalten, dann können kulturrevolutionäre Ansätze nicht mehr affirmativ vertreten werden. Am wirkungsvollsten werden aufmüpfige Ideen unschädlich gemacht, wenn diejenigen, die sie ablehnen, wie die Protagonistinnen der Rowohlreihe, auf eigene biographische Versuche, sich ihnen zu nähern, verweisen können. Die „neue Frau" ist nicht einfach ignorant, sondern sie gibt vor zu kennen, was sie ablehnt, daher wirkt sie überzeugend und ist für Damenbibliotheken brauchbar.

poule puritaine

Der bisher letzte und dritte Text ist der historische Roman „Sarah und Patience" von Isabell Miller. In einzelnen Passagen verbalradikal gibt sich dieses Buch, eine ungefährliche Progressivität freilich, da die historisierende Verkleidung dem Text jede aktuelle Schärfe nimmt. Die Liebesbeziehung zweier Frauen aus Neuengland in der Mitte des 19. Jahrhunderts wird dort geschildert, die sich kompromißlos über die Enge der Vorurteile hinwegsetzen. Problematisch ist, daß das mit Realität überhaupt nichts zu tun hat: kurz, es stimmt nichts. Puritanische Amerikanerinnen aus frömmelnder Umgebung unterhalten sich in flottem Collegegirlton über nackte Tatsachen des Sexuallebens. Nach dem ersten Kuß der beiden Liebhaberinnen, meint die eine: „Das war ganz schön stark, Mädchen". Für religiös erzogene Mädchen wäre das sonst sicher Anlaß zu peinvollen Selbstprüfungen über Sünde und Gott gewesen. Auch paßt die Frage: „Willst Du, daß wir uns einmal die Woche anfallen, wie hungrige Tiere?" so wenig zu den Enkelinnen der pilgrim fathers. Aufgeklärte Ansichten über Paarbeziehungen wie „Bisher hat es zuviel Bett gegeben und zuwenig Gespräch", mischen sich mit einer laxen Haltung gegenüber sozialen Tatsachen wie z.B. Rassismus. Sarah denkt laut: „Von mir aus können die Neger den Keller haben. Ich hätte das Feuer nicht ertragen und die Arbeit, die sie taten.", als sie schwerarbeitende Negersklaven in einem Küchenkeller sieht.

Aber auch um in Bezug auf die Progressivität in der Beziehung selbst keinen Irrtum aufkommen zu lassen, sie beschränkt sich allein auf die Tatsache einer homosexuellen Liebesbeziehung überhaupt, nicht auf die Art und Weise, wie sie gestaltet wird. Patience befaßt sich mit dem uralten Gedanken von Liebe und Eigentum: „Und ich beginne mich zu fragen, wer sie (die Haut von Sarah) gesehen hat. Es darf keinen geben außer mir." Auch die materielle Seite dieser Beziehung im Muster einer Ehe. In neurer Zeit wird diese Institution häufig mit legalisierter Prostitution verglichen. Offensichtlich waren den beiden Yankeefrauen solche Einsichten schon zugänglich, denn Patience freut sich „Solange ich noch Sarahs Schoß habe, in den ich mein Geld hineinwerfen kann . . ."

Die massiven literarische Verstöße gegen die historischen und sozialen Verkehrsformen jener Zeit wären nicht weiter zu beachten, wenn die Autorin sich nicht authentische Frauen zum Vorbild genommen hätte: die Malerin Mary Ann Wilson und ihre Gefährtin Miss Brundidge. Historischen Personen sollte man die Fairness angedeihen lassen, sie in ihrem zeitlichen Umfeld zu zeigen, sonst gerät frau in die Nähe historisierender Trivialliteratur aus weiblicher Feder à la Paretti, oder schreibt Märchen für feministische teenager.

Um die Behauptung der völligen Nichtauthentizität der historisierenden Erzählung Isabell Millers zu stützen, bietet sich der Vergleich mit „Flickwerk" von Charlotte Wolf an. Dieser in der „Frauenoffensive" erschienene Text befaßt sich annähernd mit dem gleichen Sujet. Tendenziell erotische Frauenbeziehungen werden thematisiert zwischen puritanischen Engländerinen im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Die beschriebenen Frauen lieben sich dramatisch mit Schmerzen, Eifersucht und großer Leidenschaft, aber die religiöse Sozialisation läßt Erkenntnis der sexuellen Komponente der Beziehung nicht zu. Mit Homosexualität verbinden sie Vorstellungen von Naturwirdrigkeit oder Hermaphroditismus. Obgleich fast ein ganzes Jahrhundert später als der Roman über die beiden Amerikanerinnen, spielt er sich in gleichem Milieu ab.

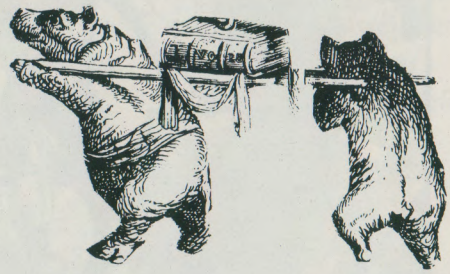
Ein authentischer historischer Roman also aus einem Frauenverlag, der Frauenoffensive, und ein historisierender Pfusch aus einem bürgerlichen Verlag, ein seltsamer Zusammenhang, da in letzterem Homosexualität als legitim und enttabuisiert geschildert wird und „Flickwerk" genau deren Tabuisierung zum Thema hat. Trotzdem ist dieser Zusammenhang nicht so spiegelverkehrt, wie es den Anschein hat. Die Denkanstöße des Romans von Charlotte Wolf sind aus der Problematisierung einer Z w e i e r Beziehung zu gewinnen. Das Sich-Genügen zweier Personen in Ausschließlichkeit gleich dem Modell der bürgerlichen monogamen Ehe (die freilich nie so ist, wie sie sein soll) wird in Frage gestellt und damit ist die Möglichkeit des transzendierenden Moments von Frauenbeziehungen angeschnitten, die sich nicht so umstandslos nach gleichen Prinzipien wie die üblichen heterosexuellen Beziehungen richten müssen. So entpuppt sich der oben konstatierte wunderliche Gegensatz eines verbalradikalen historisierenden Romans über eine homosexuelle Beziehung in der Reihe „neue frau" und der Darstellung von verdrängter Homosexuali-

tät im „Flickwerk“ der „Frauenoffensive“ als der einfache Gegensatz von Pseudoprogressivität, der inhaltlich keine transzendierenden Momente enthält und in der historischen Form nichts kostet, und realistischer Authentizität. Diese Art Realismus hat Perspektive nicht im Sinne von Patentrezepten, sondern von Denkanstößen.

Es geht nicht darum, unterschiedliche Verlagskonzepte aneinanderzuhalten, sondern um die Kritik des modischen Ausschlachtens von Befreiungsbewegungen jeder Art, des kommerziellen Anschlußgeschäfts, was sicher auch begrüßt werden könnte, wenn so emanzipatorisches Gedankengut eine massenhafte Verbreitung fände. Aber eben das ist es nicht, man segelt unter falscher Flagge, unter einem gewissen Kalkül. Frauenbefreiung- und Selbstfindung wird unschädlich gemacht, indem man modernistisches Problematisieren weiblichen Soseins flugs als Emanzipation verkauft. Solange die Prämisse monolithischer familialer Beziehungsmuster, der heiligen Familie und die Funktion der Frauen darin nicht prinzipiell aufgebrochen werden will, dienen rowohltsche Damenbibliotheken in vornehmem beige nur der Beruhigung des aufgestörten Selbstbewußtseins hausarbeitender intellektueller Ghettobewohnerinnen.

Gabi Dietze

1 zit. nach Adalbert von Hanstein, Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts, 1. Buch, Leipzig 1899, S. 81
2 a.a.O., S. 80
3 Sophie Mereau, Kalathiskos, Faksimiledruck der Ausgabe von 1801 - 1802, Reihe deutsche Neudrucke, Heidelberg 1968, III, IV
4 Trennung, ein Gespräch mit Hélène Cixous und Maren Sell, Schwarze Botin Nr. 2, Berlin 1977, S. 19
5 Elisabeth Albertsen, Das Dritte, Geschichte einer Entscheidung, Reihe „neue Frau“, Hamburg Nov. 1977, S. 7
6 a.a.O., S. 8
7 Luce Irigaray, Cosi Fan Tutti, aus Luce Irigaray, Unbewußtes, Frauen, Psychoanalyse, Berlin 1977, S. 79
8 Elisabeth Albertsen, a.a.O., S. 8
9 Vgl. Klaus Theweleit, Männerphantasien, 1. Frauen, Fluten, Körper, Frankfurt 1977. 2. Kapitel: Fluten, Körper, Geschichte, S. 287 ff
10 Elisabeth Albertsen, a.a.O., S. 9
11 ebd., S. 9
12 Claude und Evelyne Guttmann, in der Mitte des Bettes, Reihe „neue frau“, Hamburg 1977
13 ebd.
14 ebd.
14 a Das Geschlecht, das nicht eines ist; aus: Luce Irigaray, Waren, Körper, Sprache, der verrückte Diskurs der Frauen, Berlin 1976, S. 9
15 C.u.E. Guttmann, a.a.O.
16 ebd.
17 Irigaray, das Geschlecht . . ., a.aO., S. 9
18 C.u.E. Guttmann, a.a.O.
19 ebd.
20 vgl. Isabell Miller, Patience und Sarah, Reihe „neue frau“, Hamburg 1978 (ist Generalhinweis für alle Zitate)
21 vgl. Charlotte Wolff, Flickwerk, München 1977



Der Geist aus der Flasche – die Welt aus der Wand

Beim Gongschlag ist es 20 Uhr. Die Stunde schlägt der Welt eine Öffnung mitten ins Wohnzimmer hinein. Aus dem Vakuum der Braunschen Röhre heraus entströmt etwas, das in Sekundenschnelle den Raum beherrscht. Der Geist aus der Flasche befreit, verdichtet sich, nimmt Gestalten an und wird zum wandelbaren Illusionisten, der die Welt am Kragen aus seinem Zylinder hebt. Der unerhörte Traum von der Erfahrbarkeit der Welt, von Erlebnissen und Sensationen geht in Erfüllung. Der Geist tut Wunder über Wunder, sogar die Identität eines Gottes erlischt daran.

Da, wo es überall in der Außenwelt ein Nachsehen gibt, bereitet das Fernsehen ein sicheres Nest. Wer drinnen im Zimmer die Welt betrachtet, fühlt es genau, es ist ihm, als hätte er draußen kein Schicksal mehr, als könne das Ereignis draußen die Ereignisse drinnen nie einholen.

Es herrscht ein angenehmes Klima der Anonymität, und da jedes Abenteuer, das man miterleben darf, ohne existenzielle Bedeutung ist, können die Konturen der eigenen Identität gemütlich zerfließen und sich verweben mit den viel schärfer umrisseneren Konturen unvernünftiger Abenteuer.

Gut gut, daß alles geschehen darf. Gut ist, daß nichts wirklich geschieht, also auch nicht ungeschehen gemacht werden muß. Der Zauber der All-

gegenwärtigkeit trägt den Betrachter auf schnellen Elektronenstrahlen gefahrlos durchs fremde Leben, ohne daß er es berührt oder von ihm berührt würde. Was für ein Erlebnis! Aus dem Mageninnern, von der Rückseite des Mondes oder mitten aus einer Brandkatastrophe heraus kehrt man unversehrt zurück.

Auge und Ohr stehen jedem Abenteuer offen, aber während der anwesende Hund keinerlei Anteil am Geschehen nimmt, weil sein schnelles Auge die Bilder nur einzeln und unbeweglich wahrnimmt, läßt sich das träge, menschliche Auge von der schnellen

Abend für Abend wird es Licht. Bläulich flimmert „weit wie die Nacht und wie die Klarheit" das aseptische Leben ins Zimmer. Der Raum wird Aquarium, die Möbel schwimmen wie tropische Wasserpflanzen umher. Der Betrachter selbst treibt wie ein sterbender Fisch, mit silbrig schimmerndem Bauch und nach unten gekehrten Augen durch die bläuliche Nacht. Der Ort wird zeitlos, das sichtbare Geschehen ist ohne Vergangenheit oder Zukunft – die Gegenwart vergeht, ohne Ereignis und Erinnerung zu verbinden. Das Geschehen entsteht und vergeht sinnlos, geruchlos, spurlos. Die Folgenlosigkeit macht ein Ereignis zum Anderen, das Ent-

Aufeinanderfolge der Bilder willig täuschen. Der Geist aus der Flasche erweckt die zum Bild gemachte Welt wieder zum Leben. Im Zwielicht von Erkennen und Verkennen stehen sich ein lebendiges, durchblutetes menschliches Auge, und ein lebloses, elektrisch gespeistes Auge gegenüber. Beider Form ist im Innern ihrer Umhüllung ähnlich, sie spiegeln sich ineinander, sehnsuchtsvoll und allgemein, Bild, Abbild, abgeschaut.

fernte ist so gegenwärtig wie das Nächste, aber es läßt sich nur imaginativ einverleiben. Was auch immer zu sehen ist, Mord, Hungersnot, Folter, Katastrophen, Sex, dem Schauenden widerfährt eine unbefleckte Empfängnis.

Wer zu Hause klein und unauffindbar ist wie ein Däumling, dem wird beim Fernsehen ein Gulliver unter die Haut schlüpfen. Er darf mit naiver Nach-

erlebensfreude Vertrauen zur Welt fassen, denn er hat seinen Zufluchtsort gefunden. Liebe, Macht und Schicksal ruhen wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sicherem Gewahrsam. Tiere, die einem gegenüber stehen, beißen weder, noch machen sie Anstalten, einem die Hände zu lecken. Wenn in der Tagesschau der Sturz eines alternden Trapezkünstlers in die gähnende Tiefe „live" gezeigt wird, so macht selbst die Kenntnis eiserner Naturgesetze den Schauder nicht anhaltend, die Flüchtigkeit der Szene läßt darüber alle Härte des Vorganges entweichen. Das Hinscheiden ist hier noch viel unglaubwürdiger. Es scheint, als verbliebe der Mann in einem ewigen Fall, endlos über der tatsächlich vernichtenden Lebensgefahr schwebend, in jeder nachfolgenden Sendung den ganzen Abend über zurück. Sein Aufschlag erfolgt mit dem Abstellen des Gerätes.

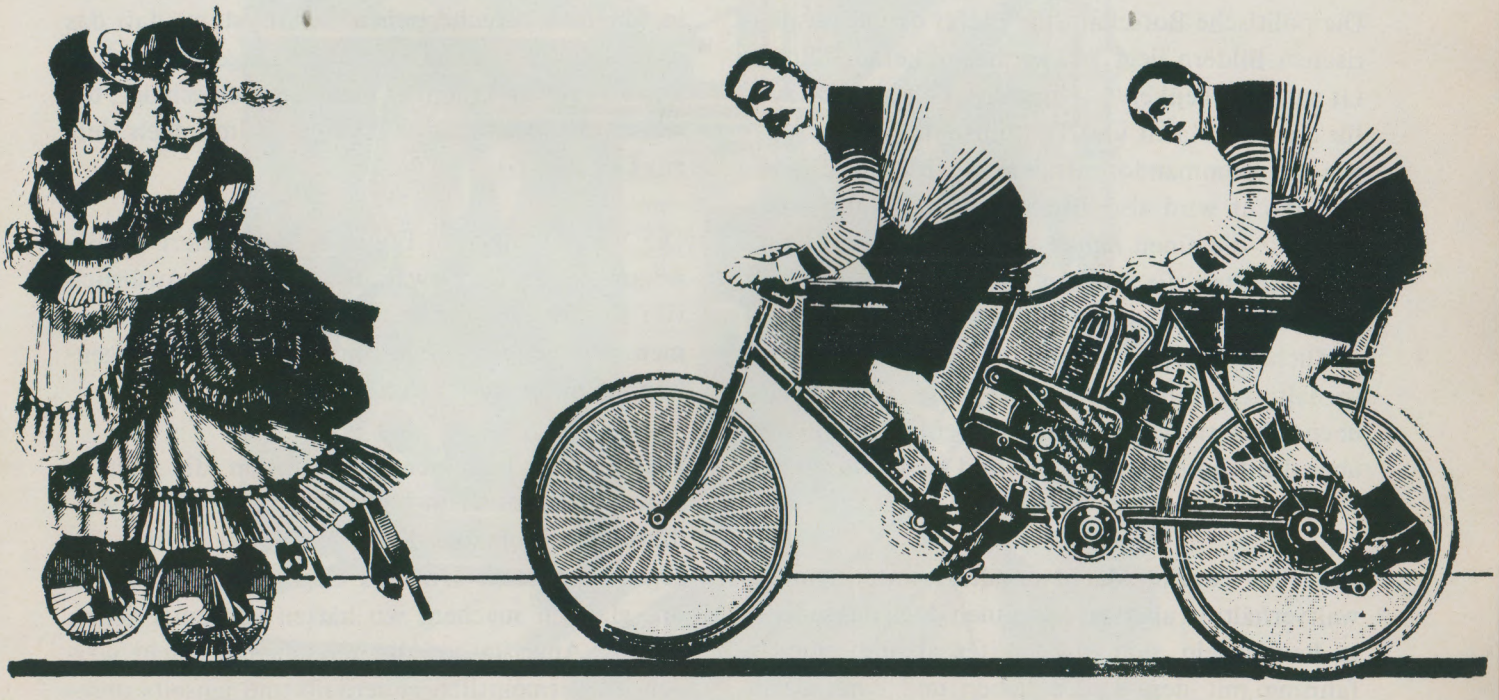
Heftige Rührung kommt erst zustande, nachdem man es verstanden hat, brutale und angsterweckende Bilder zu ignorieren. Der Moment in dem schmerzliche Empfindungen verhütet werden, wird jeden Zuschauer der Szene mit Dankbarkeit erfüllen. Die Zerstörungen im menschlichen Leben scheinen durch dieses Gefühl wieder zusammenfügbar. Das ist ebenso beeindruckend wie ein rückwärts laufender Film über ein Eisenbahnunglück.

Das Fernsehen ist eine introvertierte Tätigkeit, bei der Millionen Betrachter einsam sein möchten. Jeder möchte seine private Wildnis um sich und das Bild gegen all das, was daran fremd geworden ist, abschirmen. Nichts stört mehr als die vorlaute Meinung des Mitbetrachters, sei sie nun mit der eigenen übereinstimmend oder nicht.

Im Dschungel des Alltags findet sich immer wieder dieser Ort der Gelassenheit vor, man lehnt sich hinaus wie aus einem Fenster, wenn man will tritt die Welt aus der schützenden Wand hervor, mehrfach, versiegelt, in Punkte zerlegt, aus Punkten zusammengesetzt.

Der Geist aus der Flasche ist eine Märchenfigur, er heißt der großmächtige Merkurius. Dieser Götterbote hat den Auftrag jedem, der ihn aus der Flasche befreit, den Hals zu brechen. Aber jedem, dem es gelingt, ihn wieder hineinzulocken, ist ein glückliches Leben versprochen – wenn er ihn wieder herausläßt.

Gabriele Goettle



Eine Mutter reist nach Stammheim

Kritik des Artikels „Stammheim und Bonn", Courage 3/78

Was ihr mit dem Artikel „Stammheim und Bonn" der Öffentlichkeit vorgelegt habt, finden wir einiger Bemerkungen wert. Wir halten den Artikel für einen der schlimmsten Fehlgriffe, die unter dem Banner der neuen Weiblichkeit publiziert worden sind.

Da reist eine Frau nach Stammheim, gewappnet mit der vermeintlich selbstverständlichen Identität Frau/Mutter, und liefert hernach einen Erfahrungsbericht. Sein Inhalt sind die Irritationen, die die Schreiberin durch all die erfährt, die diese Identität, aus welchen Gründen auch immer, bedrohen oder sich nicht zu eigen machen wollen. Da sind zunächst die Militärstrategen aus Bonn, die Staatsschützer, Kontrolleure, die Uniformierten, Parlamentarier und Journalisten – aber schlimmer, auch „Baader, Ensslin und Meinhof" haben sich kurzerhand ihrer Kinder entledigt. Zur moralischen Aufrüstung sucht die Artikelschreiberin deshalb öfter mal die Nähe anderer Mütter. Es geht ihr auch nicht um Details, weil die in der Presse nachzulesen sind (wo waren diese Details zur Anhörung von Irmgard Möller nach der vollzogenen Gleichschaltung der Presse in unserem Lande noch nachzulesen?) – es geht ihr um Atmosphärisches.

Die politische Botschaft, die hinter den atmosphärischen Bildern liegt, – „wir haben keine Solidarität zu verschenken" – begreift sich als Plädoyer für das von Macht und Tod umstellte Leben – gegen die Kommandozentralen von BKA und RAF. Die Macht wird also als in Zentren lokalisierbare gedacht: die einen *haben* sie und fungieren als ihre Statthalter, die anderen konkurrieren um sie als ihre künftigen Sachwalter – doch in der spiegelbildlichen Entsprechung schon selbst die Machtverhältnisse repräsentierend. Beide Gewalt ausübend, liefern sich die Strategen einen Kampf, der über die Köpfe der Macht – und Gewalt*losen* hinweggeht.

Die leben zwar im Machtverhältnis, unter dem Gewaltverhältnis, aber das läßt ihnen doch das schlichte Bewußtsein, sich zu begreifen als die, „die Erfahrung mit dem Leben haben und eine soziale Kultur". Da gibt es noch Identität, geht die Gewalt noch nicht durch den Alltag *hindurch*.

Die Macht – die Kriegslüsternen haben sich aus diesem Alltag herauskatapultiert, operieren in einem selbstgeschaffenen Freiraum – später Chefetage von Stammheim (!) – auf Kosten der Kinder und Mütter und Alten und . . .

Wendet sich Euer Journalismus nicht an Frauen in der Absicht, deren Erfahrungen, politisch strukturiert, ins Bewußtsein zu heben? Wir wissen, weibliche Begriffslosigkeit vor der gesellschaftlichen Realität und unserer besonderen Funktionalität in der allgemeinen Scheiße ist noch immer angestrebtes Endprodukt weiblicher Sozialisation. Wäre da nicht der Versuch an der Tagesordnung, die Atmosphäre bundesdeutscher Wirklichkeit noch einmal begrifflich einzuholen und so für uns begreifbar zu machen?

Dann würde wohl das Plädoyer fürs unterdrückte Lebendige anders ausfallen: daß nämlich die Gewalt der Unterdrückung sich nicht-mehr in der Handgreiflichkeit der waffenstarrenden Kriegssituation manifestiert, sondern in der puren Alltäglichkeit; daß sie unsere Kinder zuallererst erfaßt in einem verbrecherischen Schulsystem; daß das unterdrückte Lebendige längst angefangen hat, sich zu rächen, indem es blind um sich schlägt, beweisen die Beiträge zur Psychiatrie im selben Heft zur Genüge.

Die Vorstellung vom Freiraum denunziert die Bewegung gegen die Gewalt des Staates als Ausbruch von Desperados, die den Alltag in einem gewaltsamen, verzweifelt – wahnsinnigen Nichtbewältigenkönnen unter/hinter sich lassen.

Hier sind wir bei einer Konstruktion, die als herrschendes Bewußtsein täglich in die Köpfe hineindiktiert werden soll: Krieg zettelt der an, der sich gegen die Macht setzt als Gegengewalt. Das will uns glauben machen, wir hätten vordem Frieden gehabt. Angriffe auf die herrschende Macht werden als vermeintlich außerhalb und jenseits unse-

res Alltags stattfindende, als Kämpfe *um* die Macht in Szene gesetzt, und diese Inszenierung soll als Verschleierung der Gewalt der Normalität, Verdrängung der tausendfachen täglichen Erstickungstode am System funktionieren, soll die Gewalt, die diesen Alltag strukturiert, als Unbegreifbare, undurchschaubare erscheinen lassen.

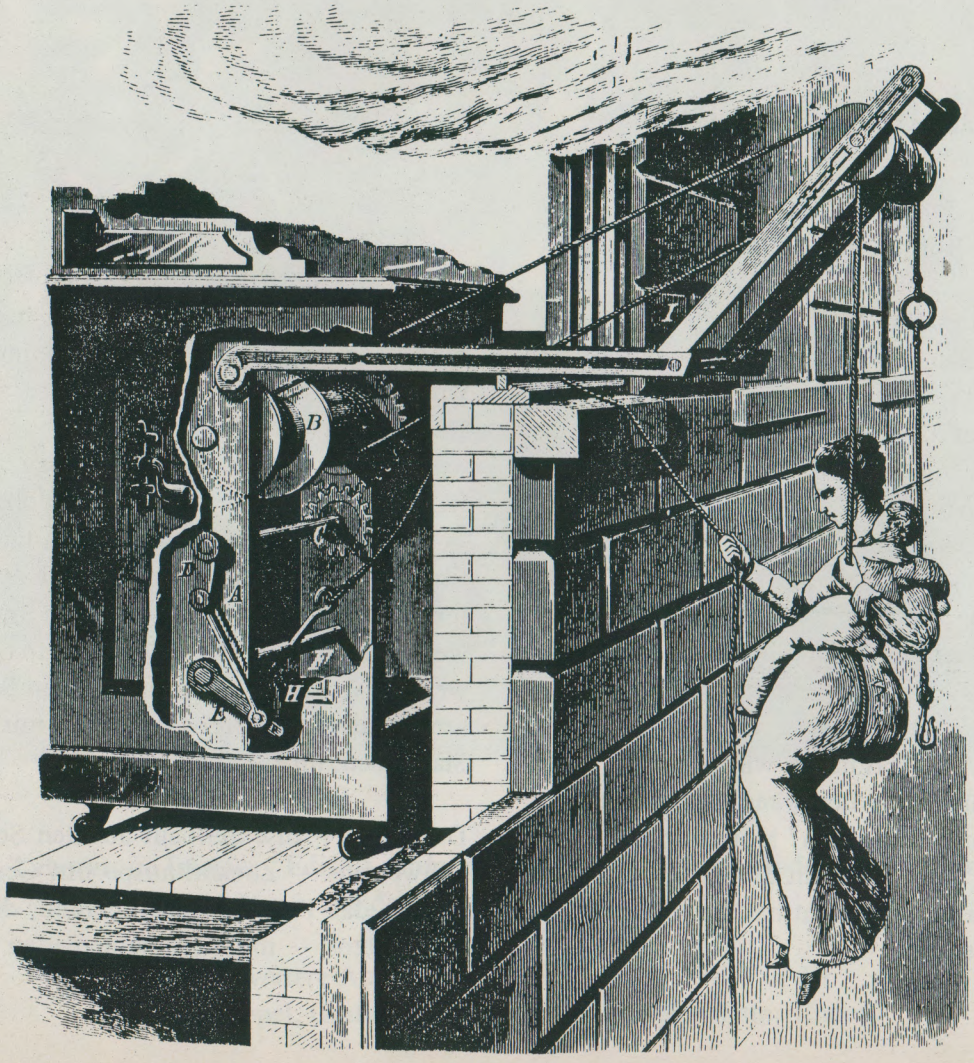
Das Rationale verkehrt sich ins Unerklärbare: die, die aufstehen, um zu leben, und im Widerstand das Gelebt-werden im System aufheben, werden vorgeführt als die, die sich auf dem Todestrip befinden.

Hier schließt sich der Kreis: Das herrschende Bewußtsein will uns diesen Alltag wieder ertragbar machen, herrschende Rationalität wieder einführen durch die Ausgrenzung derjenigen, die ihn begrifflich als lebensbedrohenden zu fassen versuchten, Grenzziehungen also, die das System vornimmt, die es in die Köpfe einzugraben versucht hat.
Wir leben in Verhältnissen, in denen sich täglich tausendfach das Auseinanderbrechen von Identitätsresten vollzieht. Die RAF hat die Macht noch einmal als eine *lokalisierbare* behauptet, und deren Angriffpunkte, Orte bestimmt, die es zu besetzen/zu sprengen gelte. Und sie hat für sich daraus noch einmal Möglichkeiten letzter Identitätsgewinnung abgeleitet.

Hier, wo Kritik zu klären hätte, ob vielleicht Vermittlungsschritte nicht geleistet worden sind, folgt die Autorin diesem Ansatz, indem sie den Ursprung revolutionärer Gewalt in den Köpfen von Baader, Ensslin und Meinhof lokalisiert.

Das Arsenal von Bildern und verzerrten Projektionen, das die Spiegel-Schmierer im Konsens mit Staatsschutz und Regierung verbreiten, ist unbewußt gegenwärtig:

Die Haltung von Irmgard Möller ist der Autorin deshalb so verdächtig, weil sie dem gängigen Bild weiblicher Ohmacht keine Nahrung liefert: kein Zittern, kein Stammeln, sondern gefaßtes Reden, gezügelt, diszipliniert, solche Haltung läßt kein



Mitleid aufkommen. Da kann doch was nicht stimmen, da liegt Fremdsteuerung vor – in Diensten einer Macht.

Die Fratze, die die „öffentliche Meinung" den politischen Gefangenen anzuhängen sich bemüht, funktioniert als Angebot, sich der eigenen Versatz-Identität noch einmal zu versichern: Frau/Mutter.

Uns scheint die Autorin in der Tat sehr weit entfernt von jeder politischen Einsicht, wenn sie ihre Mutterrolle, Ergebnis gesellschaftlicher Reduktion, als „Erfahrung mit dem Leben und soziale Kultur" propagiert. Der Alltag soll also doch ertragbar sein?

Nachdem es bisher kaum öffentliche Stellungnahmen von Frauen aus der Bewegung zu alldem gab, erscheint nun dieser Artikel. Da die Courage-Redaktion keine eigene klärende Stellungnahme angefügt hat, ist wohl anzunehmen, daß über den Inhalt in etwa Konsens besteht.

In der BRD soll bald die Sicherheitsverwahrung wiedereingeführt werden – siehe Artikel zu M. Czenki im selben Heft – konkrete Bedrohung schon jetzt für viele Gefangene; erste Urteile sind gefällt, die einzelne bis zur Verabschiedung der Gesetze dem staatlichen Zugriff „sicher" stellen.

In dieser Situation werden Positionen artikuliert, die sich als feministische verstehen, als die der „Frauen und Mütter" darstellen, – von denen wir meinen, daß sie in wesentlichen Punkten umkippen, sich einordnen in die herrschenden Raster und deren Mystifizierungen nachvollziehen; mehr noch: Vollzug der geltenden Sprachregelungen, der herrschenden Denkfiguren und somit Bestätigung, Unterstützung für die Bestrebungen der Gesetzemacher und Machthaber.

MITVOLLZOGEN wird so wohl auch, das die herrschende Macht künftig in den Trakts praktiziert.

Isolde Eckle, Ute Frank

Arsenikblüten: Tagebuch

– Monsieur de Saint-Armand, bitte?
– Das ist hier.
– Sagen Sie Monsieur de Saint-Armand, daß eine Kalesche gemeldet ist, die ihn mit seiner Verlobten nach Potsdam bringen wird.
– Ich wußte gar nicht, daß er verlobt war . . .
– Erkennen Sie mich nicht wieder? Ich bin Monsieur de Saint-Armands Verlobte. Bin ich für Ihren Geschmack nicht schön genug?

(Der Diener geht. Er wird offensichtlich nie zurückkommen.)

Im Kugelsegment der Lampe, im Reif und in der Robe aus Licht, ephemere blonde Männer mit Lippen so glatt wie mein Gebet, ihr verratet unsere Geheimnisse. Aber was haben wir zu tun mit euren teuflischen Stürzen die Leinwände hinab, die nach Flügel und Brautbett riechen? Monsieur, Monsieur, mein Herz ist weich wie ein Stein, den das Meer seit tausend Jahren gelutscht hat. Eines Tages wird es unsichtbar enden.

Was uns betrifft, die wir uns Prinzen ohne Fehler, Schnee ohne Fußspur wünschen, was wird in zehn Jahren von unseren Anschauungen bleiben? Wir werden alt sein. Unsere Haare werden matt sein. Wir werden Frauen sein wie alle Frauen. Was werden wir also eingeheimst haben? Wir mögen, scheint's, sagen und tun, was wir wollen.

Unsere Prinzen werden sich am Ende verschleißen. Wir werden sie nach und nach ausziehen, unter kräftigen Spitzhackenhieben in unser Herz. Sie werden nicht wiederzuerkennen sein und trotzdem werden wir sie akzeptieren als einen Schutz für unsere gealterte Liebe, wir, die wir nur ein einziges Mal lieben, im Unmöglichen.

Das Wort – Insektenhaut auf den Schenkeln des Schweigens – Zuckerknospe oh! Geschmackskokon – das Paß-Gold destillierend, den Ring des Schweigens – mit dem gemeißelten Rücken der

Laboratoire Imagier / Edith Lechtape und Antoine Weber – Jade Galerie d'Art,
1, rue des tanneurs, F-6800 Colmar
13. Mai – 27. Mai 1978
Eine weitere Ausstellung ebenfalls im Mai wird in der
Galerie Niepel, Grabenstraße 11, 4000 Düsseldorf stattfinden.

Frauen Mohammed – öffne ihren Schoß, öffne sie alle! – als Totem für das Feuer der Modernen und der Alten – gleitend die Hand Verlangen im Buch der Dinge im Gesicht der Wesen – am Giebel der Erinnerungen – Steg des Auges – lieblicher Zahn – das Wort ist schnell hingeworfen.

– Pierre, erinnern Sie sich an Tag und Ort?
– Danielle, wie könnte ich mich daran erinnern, wo mir doch mein Schlaf alle Erinnerung genommen hat?
– Mittags um zwölf Uhr dreiunddreißig, Pierre. Um zwölf Uhr dreiunddreißig.
– Gut, Danielle. Es wird geschehen wie Sie sagen.

Aber schon bedeckt sich die Nacht mit tausend Schimmern. Schon überleben nur tausend Glühwürmchen, die die Nacht essen und essen, bis nur noch der Tag übrig bleibt.

Wenn ich nur eine seidene Puppe liebte. Sie würde mich in den Schlaf wiegen.

Alt wie eine Kastanie. Alt. Ich bin alt wie eine Uhr.

Und da – Gott geflochten aus deiner eigenen Pagode – du schüttelst die Schellen – es bleibt auf dem Flaum deiner Lider ein Dunst – jedes Ding verbiegt sich – du vergißt diese Schranke gewordene Haut – oh! flatterhafter Vogel meiner selbst – warme Hütte – du setzt über sie hinweg mit einer einzigen Flanke – und hopp! sind wir auf freiem Feld! – ein Monstergegenstand mehr für die Abendstunden.

Ah, Ophelia, schöne Ophelia, wie hat er es fertiggebracht, dich wahnsinnig zu machen? Aber dein Wahnsinn war sanft. Du bist nur das Lamm ohne Beleidigung! Die schöne offene unerläßliche Beleidigung. Warum habe ich dich geliebt, ich, der niemandem ähnelt? Du bist eine Tochter der Erde und die Erde wird dich warm halten. Du wirst glücklich sein . . . Ich bin für dieses Spiel nicht geschaffen.

Ein Tauber genügt dir
um nicht länger an den Lärm zu glauben
und der Wald (. . .)*
die Sonntage entblätten sich
Ein Schrei genügt dir
um den Tod zu verpflichten

Ein Unschuldiger genügt dir
um alle Richter zu hängen
und die Erde indem sie sich dreht
schafft weit mehr Ungläubige
ein Abend genügt dir
um die Liebe zu verkaufen

Deine Höhe genügt dir
um die Hügel zu ersinnen
und deine Hand die Horizonte
dein Auge große Vernunft
ein Tag der Mühe genügt dir
um eine Zeit des Schlafs zu waschen

Ophelia – Die drei Söhne des Templers sind tot.
Die drei Söhne des Templers sind begraben. Die drei Söhne des Templers sind wieder auferstanden. Die drei Söhne des Templers sind tot. Die drei Söhne des Templers sind begraben . . .
Antigone – Was machst du da?
Ophelia – Du kennst das Sprichwort nicht? *Das letzte Blatt ist immer das höchste?* Zudem, du hast mir weh getan. Das schneidet die Heckenrose...

(weiter weg)

Antigone – Ich werde das Tor öffnen.
Kreon – Das Tor ist gut bewacht. Deine Hände sind zu klein, um es auch nur halb zu öffnen.
Antigone – Ich werde es halb öffnen und die ungeheure Stoßkraft der Menge wird es aufsprengen.
Du kennst Antigone nicht. Welches Schloß könnte sie zum Narren halten?

Geschoß von der Langsamkeit von Haaren auf dem Kopfkissen. Die stille Andacht der weißen

Lerche auf den Lenden der späten Badenden. Ein Hase, der von Welle zu Welle läuft, um sie in den Rücken zu beißen und sie so mit Blumen aus Licht zu schmücken.

Aufsatz

Thema: Beschreiben Sie eine Herbstlandschaft.

Ich mag den Herbst nicht. Es handelt sich immer um ein leeres Land, in dem es überall rumort. Nur ein Schrei, lauter ausgestoßen als alle Schreie der Welt, könnte dieses Unheil wecken und es vor der Zeit zu einem heiseren Frühling entfalten.

Der Herbst ist diese alte Landschaft, die nach feuchter Borke riecht und die ich erstarren sehen würde, wollte ich mein Fenster öffnen. Aber ich öffne mein Fenster nicht mehr, seit der Morgen nach Rost riecht. Lieber erfinde ich meinen Herbst, so wie ich später meinen Winter und seine Nadeln flechten werde. Denn der Herbst besteht aus einem über einen Bach geworfenen großen Pelz. Flamingos kreisen, nobel begleitet von Wasserhühnern und Schnepfen. Und dort, hinter der Böschung, wo eine Biene ruht, hat mein Prinz sich gelagert. Ich gehe zu ihm, auf der Spitze meines Atems. Ich wecke ihn und wir fliehen die Erde.

So ist der Herbst.

– Ich hege große Achtung für Sie, und auch wenn Sie meine geheimsten Gedanken erfahren wollten, müßte ich Ihnen gestehen, wie sehr ich Sie liebe ...

Das ist es, worin unser Herz und seine geheimen Regungen sich resümieren, wenn wir lieben. Allerdings müßte man, um zu lieben, eine stolze Gewißheit haben: an Gott glauben, zuallermindest. Und da soll die Frau nicht, wie der Mann, voller Metaphysik stecken? Sie ist die Metaphysik ja selbst!

Laßt mich die Trottoirs eurer breiten Avenuen entlang schlurfen und mich in den Teer setzen, wenn mir das beliebt. Laßt mich alle Schaufenster einschlagen und die Colliers rauben, die mir gefallen, um daraus meinen Königinnenschmuck zu machen. Laßt mich mit den Fingern essen, um die Kinder zu erschrecken – aber pfui Teufel! Sie sind starrköpfig wie mein Vater! Sie führen nur ihre erbärmliche Ordnung im Munde.

– O edle Königin, verwahrt einen Augenblick mein Halstuch, während ich den König lieben gehe, und von ganzer Seele ...

– Geht, Prinzessin, und Gott beschütze Euch.

Antigone – Die Tauben des Hoteliers grüßen Sie untertänigst und nehmen ihren Abschied. Was werden Sie, Messieurs, nunmehr ohne Zeit, zwischen zwei erstarrten Stunden mit Ihren Uhrgehängen machen? Es ist keine Zeit mehr, eine Verfügung zu erlassen,damit Antigone nicht die Tür öffnet. Sie wissen ja, daß sie öffnen wird, damit die Pest wiederkommt. so sind die Liebenden heute. Legt eure Karten auf den Tisch. Aber seht nur! Die Stadt brennt!

Als er zur Tür des Palastes kam, fragte er:

– Wohnt hier Danielle Sarréra?

Und als man ihm immer nur nein antwortete, ging er, in seinen Frostmantel gehüllt, jedesmal betrübter fort.

– Er wird noch daran sterben, meinte die Hexe.

Und Danielle, winzig in ihrem Bett aus Laub, glaubte, nicht weinen zu können.

– Ah, ich bin hart wie Schnee im Februar! sagte sie sich.

Ich durchwache meine Nacht all die Anger entlang – ein Nachen fährt im Kreis und spinnt Nymphenhaar – man hört das Pfeifen aus dem Grabe einer Königin – der Wind schreibt dort seine Scharaden – ich überwache die Herde der am Fenster stufenweise sich erhebenden alten Gemäuer - Oh, warum (. . .) gewählt – und die lange Aufwallung eines Mädchens parfümiert die Luft – ich wache bei den Wurzeln mit den Erdfingern am Wassermaul – die Reise beginnt holprig und überzeugend – während die Eintagsfliege mit einem einzigen Flügelschlag die Lampe verbrennt.

All jene, die vorhersagten, daß der Fluß
eines Tages das Meer erreichen würde,
vergaßen, daß die Pferde ihn
mit vollen Mäulern von Reisenden
mit sich nehmen,
und daß er so keine anderen Wege geht
Wirtshäuser zu finden, die weder Salz noch Wasser
noch Brot
haben, um die Menschen zu sättigen.

All jene, die Anspruch auf Hoffnung erhoben
vergaßen, daß die Vögel sich niederlassen
an Orten ohne Hand noch Blick
Weinlesegejohle es ist nicht möglich
und so irren wir ganz leise
zwischen Bedrängnis und Vergessensgeflecht
ohne anderen Flug als unsere Erinnerungen

Wir sind einander begegnet zwischen zwei Brücken zwischen zwei Strömen zwischen zwei Schwertern – die Flüsse flossen aufwärts zu ihrer Samenquelle – während die Milchmänner die Milch über die Felsen klingen ließen – Deine Haare waren diese große Pelerine, die wir für die Nebel brauchten – das Wetter ähnelte einer einzigen Schallplatte für die lange Irrfahrt eines Passagierschiffes – die Tänzer wunderten sich nicht einmal mehr – Die Stadt öffnete die Augen auf eine glückliche Stadt.

– O mein Prinz, sagte sie verwundert, aus welchem Erdteil kommen Sie? Jetzt sind Sie gestickt wie ein Wappen. Ihre Haare sind voller Traum. Ich grüße Sie, Prinz von Cornonaille, Herzog von Caloé, von Vandague und von Misaîne. Denn ich bin Ihre ergebene Dienerin. Und sie macht sich davon, lachend läuft sie ins Dickicht. Meine Dornen sind nicht für seine Knie. Seine Hände bahnen neue Pfade.

Im Gasthof zum Grashüpfer haben sich drei schwarzgekleidete Herren niedergelassen. Heda! Sie Reiter der Klette und (. . .), wo nur war Ihr Paradies, daß Sie so mit Blumen beladen kommen, die weder Kopf noch Stiel haben? Haben Sie das kleine Mädchen mit den hundert Blicken vielleicht in der Obhut irgendeiner Nixblume gelassen oder haben Sie sie einfach ihrem Schicksal überlassen? Sie wird Sie in der Nacht wecken kommen, dafür kann ich Ihnen garantieren. Sie hat ein so ozeanisches Gedächtnis, und ihr Lauf wird vom Wind so zärtlich geliebt. Vergessen Sie nicht, sie wird wiederkommen. Wären Sie dann bereit, würdig die Wunde zu erleiden, die sie Ihnen in der Tiefe Ihres Herzens beibringen wird?

Im Gasthof zum Grashüpfer, wo das Meer ein Rosenstrauch und ein Stern ist, die eines Morgens im August vemählt wurden, haben sich drei schwarzgestiefelte Reiter erhoben. Gehen Sie in Wind und Regen! Hol Sie der Fuchs! Sie lieben nur Kurtisanen. Aber vergessen Sie, daß das kleine Mädchen mit den hundert Blicken unter Ihrer Haut schon verlost ist und Sie langsam vergiftet? Sie ist tätowiert auf all ihren Fingern. Nein, Messieurs, Sie werden da nichts machen können.

Doch sie, die Sanfte und Ungestüme, sie geht tänzelnd von einem Ende der Wälder zum andern. Sie hat die Haare eines jungen Mädchens und ihre Augen sind die einer Frau. Sie heilt alle, die unvermutet hinzukommen und ihr den Ring am Finger zeigen.

Sie erhebt sich und es ist Morgen. Sie senkt die Lider und es ist Nacht. Sie herrscht. Ihr Thron ist aus Tau und Moos.

Teufel, ja, ich werde Sie lieben! Ich erwarte eine Aufnahme weiter als Brust, knorriger als Eure Baumarme. Ich erwarte eine rauhe Zärtlichkeit, ein Vertrauen zum Feuer, zum Wasser und zur Nacht.

Denn ich bin süchtig nach tiefen Wegen ohne Geröll noch Pfütze. Ich brauche eine nie gespürte, nie berührte Glut, eine Flamme gebliebene Flammenherrlichkeit, eine das Harz schlürfende Fackel. Ich brauche eine unermeßliche Ausdehnung von Leib und Seele, um in diesem Land zu leben. Ich brauche eine Zeit ohne Ende.

Drei schwarzgekleidete Herren werden kommen und euch holen. In hohem Turm werden sie das schöne Kind des Waldes einsperren. Madame – Ade, ade (. . .), Sie sind verrückt, wenn Sie auch nur ein Wort davon glauben! Ich bin die tausendmal entwichene Gefangene. Kein Schlüssel verschließt meine Tür. Ich bin gerettet durch mein Wort.

Welch Monolog! Ich rede mit mir und ich höre mir zu, sehr zerstreut. O mein Schweigen . . . Mein mit Versprechungen gesättigtes Schweigen. Mein Schweigen höher als mein Mund. (Ich bin ein wenig aus salziger Erde.) Mein Schweigen schwerer als ein Stein. Ich könnte tausend Jahre reden, um mich zu zerstreuen, aber wäre ein einziges Wort notwendig? Welches? *Sein Wort finden.*

Am Spinnrad der Stunden spinn deine Wolle, Kleine, spinn deinen Haß. Sie haben die Kadenz umgekehrt. Du bist nur noch Raserei. Eines Tages, ohne den Schlüssel zu nehmen, wirst du das Fenster überwinden, und ade, ewiger Vater!

Am Spinnrad der Stunden, web meine Feder, Kleine, web den Mond. Sie haben deinen Wald abgeholzt. Sie haben deine Vögel ausgeweidet. Du bist nur noch eine Schmerzensschachtel.

Ade, schöne Frauen! Ade, ihr in den Boudoirs gelb gewordenen Mandarins! Ade, Begleiter meines Scheiterns! Der Zug nach Paris geht um 0 Uhr? – Niemandem zuvorkommen.

Ein gellendes Gelächter, um ihr Damespiel zu lichten!

Der um meine Schulter geschlungene Morgen

– die Stadt trompetet nach des Windes Lust – man möchte meinen, ein in den Rosensträuchern des Parks untergegangenes Schiff – und was anderes tun als das Hallali des Abends ausrufen – ein Schiff der Edelsteine mit geraden Seiten, wo die Muschel ihr Zeichen gerinnen macht, zu lesen bis ans Ende der Länder und Gezeiten. Der über bittere Veilchen pikierte Wind – sie kommen von (. . .) – ich gehe bis zum Wald, der sich fröstelnd über das Gesicht der Hügel neigt.

Die Mole in die Herde geworfen wie ein Finger im Meer. Die Kinder paarweise Lippen auf Lippen – O das Völkchen der Zugvögel, wo die unabsehbare Ferne und das geliebte Wesen keimt – das Amboßorchester des Tangs und des Kiesels.

Ich muß sein – die Tür gewaltsam auf den Kanal hin geöffnet – ich gehe überlaut die Treppe hinab –längs der Augen des Blumenmädchens laufen – O Monsieur, wenn Sie wüßten, wie ich gesucht habe – Die Bäume galoppieren in der Nacht, die Lichter galoppieren – die Kaffeemaschine leiert ihren Nervenzierrat – ich zerbreche das Schaufenster mit dem Hauch deiner Lippen – beschuht, um zu schreiben.

Diebin, ja Diebin! Du bist nur eine gemeine Diebin! Was wolltest du mit ihren Colliers, mit ihren Ringen, mit ihrem Spitzenwerk aus Freiheit nur machen? Wußtest du nicht, daß sie es ihnen wahnsinnig teuer zu stehen gekommen ist?

Geh den Instanzenweg, meine Kleine, oder rechne mit nichts. Warum bist du in der Gegend ihres Hauses herumgestrichen? Man muß sich die Füße abtreten, bevor man eintritt.

Ich, ich trete mir nie die Füße ab. Ich gehe kurzerhand hinein. Und sei's drum, wenn Sie Ihre Hände hinter dem Rücken verbergen! Ich grüße Sie trotzdem. Ich setze mich trotzdem. Und wenn Sie's auch nicht wollen. Und wenn ich's auch nicht will.

Von da oben sieht man Paris so klein, wie eine Platte zum Eisenbahnspielen. All das sucht mich und sieht sich an: wir haben unser Gewissen bei uns, nicht wahr? Die Toten von 14, wozu? Ade, Paris. Ich bin ein freies Land mitten in deinem Zorn.

Antigone – Du hast von Kreon einen Händedruck erwartet? Aber Kreon drückt die Hand nur dem guten Diener. Du hast gut daran getan, die Schleuse zu öffnen, Antigone. So wird man die Obergewalt des Deserteurs nicht mehr in Zweifel ziehen können.

Sie komplottieren in der Nacht, Danielle. Sie verscheuchen den Nebel. Sie irren zwischen zwei Strömungen umher. Warum der späte Gewissensbiß, wo doch jeder Entschluß getroffen ist? Welchen Koffer werden sie nehmen? Ah, die alte Betschwester! Sie würde gern ihren Mohrenkönig mitnehmen, ihre Talismane und ihre Guitarre, die keine Saite mehr hat.

Die Leute argwöhnen nichts. Sie gehen mit kleinen fröstelnden Schritten, eingemummelt in ihre Filzsachen! Wie weit werden sie mit diesem starren Schritt gehen?

Oh, wenn ich nur wollte würde ich sie zwischen den Haufen schmutzigen Schnees umherlaufen lassen, ließe sie auf dem Glatteis hinfallen. Ich bräuchte nur die Zunge herauszustrecken wie man ein Notsignal zieht, an der O-Bus-Haltestelle einen Nervenzusammenbruch hinzulegen oder groß zu heulen, daß ich seit zehn Minuten schwanger bin. Gute Leute, habt keine Angst. Die kleine Danielle braucht heute abend keinen Zirkus. Sie ist ganz obenauf, die kleine Danielle. Sie wünscht euch eine gute Nacht zwischen Lavendellaken.

Fröhliches, freudiges Neujahr, meine Prinzen und Edelknappen, fröhliches, gottgefälliges Neujahr, Comte de (. . .), (. . .) de Castillane, und Ihnen, Pierre le Novice im Staat des Bräutigams! Fröhliches Neujahr, Cyntia, große Dame unter großen Damen. Fröhliches Neujahr, der Wald am Faden des Zugs, der von Stunde zu Stunde unserer Nadel zieht, und dir, weißer Mann mit dem roten Fähnlein, fröhliches Neujahr deinen Kindern und deinen Bienen! Möge das Land aus Honig sein! Fröhliches Neujahr und kühles Schweigen, meine qualvolle Nacht: gerade kommt deine Königing in der Karosse vorbeigefahren, die sie bis nach Paris in ihre souveräne Stadt bringt. Verneig dich, an Leidensernten reiche Nacht, Danielle Sarré ra kommt auf ihrem Fuchs vorbeigeritten.

Es, das durchtriebene Kind, ist es, das die Glyzinen auf dem abgesteckten Feld unserer Erwartung stahl. Ein fallender Baum band ihm eine Binde um die Stirn. Seine Mutter ist Verkäuferin im Wald Notre Dame (noch jung, mit einem Hut von Jonquillen). Es kommt geradewegs aus dem Sumpf, wo man das Mädchen mit den Händen aus Erde und Wasser begrub. Es muß sich jedoch davon ge-

macht haben,seit Donnerstag! – und jede Blume trägt seinen Namen.

Man möchte meinen, die Tageszeit kleide sich in majestätische Flüge, aber die Vögel sind schon lange eingeschlafen. Was tun mit einer Zeit ohne Maßlosigkeit.

24. Februar

Ich bin schlüpfrig wie ein Fisch und der Fluß wird mich niemals zugleich mit der Trägheit des Wassers ins Meer spülen.

Die Kasten – eines Sonntags überrascht vom Schnee – es war in Chamonix – das hohe Dach der Schule wurde zum Floß, um uns zu uns selbst zu bringen – werden aufspringen und Meeresblumen freigeben – eine Rauchspirale am blauen frühen Morgen – und die Kirchtürme – auf die Berge klettern – absteigen, um Karten zu spielen – während die (. . .) Musik der Tannen uns mit unglaublichen Reimen parfümierte.

Diese Zigarette – sie tanzt ranke Hyazinthe in den Nächten von *Sumatra* – aus Island gekommen auf einem Segler wandernden Tangs – im englischen Kino ihre Minzelippen – ein Schokoladeneis meiner Kindheit – nach vier Stunden zwischen zwei (. . .) Brot – sie sprudelt als Springbrunnen von Trafalgar Square – spürt die Woge (reine Alge aus Italien) sanft ausgebreitet in einem Netz am Hafen – die Aschenbecher die pictures entlang – ist eine rituelle Zigarette.

Aber mögest du treu sein, o meine Schwester, in der Kälte dieses zu schönen, zu verhaltenen Wetters, unnütz sein. Die Vorhänge sollen zugezogen werden und die Türen (. . .). Wir haben nicht genug Morgen, um noch diese elenden Prinzen zu ermutigen, die während der Nacht am Kopfende unseres Bettes kratzen. Wir haben nicht genug Herzen, nicht genug Musiker im Herzen. Aber lassen wir das.

Sie sind gekommen – sie glitt von Milchstraße zu Seelilie – drei an der Zahl – von Galaxie zu flinkem Frosch – dem Großen Bären eine Falle zu stellen – und heute morgen, Sonntag, den 24. April, mit einer Opfermesse, gestohlen den Steinen von Samaria – habe ich mit Schritten federnmaskierter inzestuöser Wächter – unter ihrem großen elfenbeinernen Hut – den Großen Bären in meinem Bett entdeckt –

Schlummer, die Hochsaison stellt sich zur Schau mit dem Regenstrom – der Teich, in den die Tote geworfen wurde, wo ihr Leib ein offenes Pistill ist – Alkoven der Flüsse – Schlummer – der nackte Arm beißt lawinenhaft – ich atme bei Vergessensvorhang – die Traube auf ihrer Wange wird reif und die Vögel setzen sich zur Nachlese auf ihre Schulter –

die genaue Uhrzeit prunkt im Haar der Verstorbenen – ernste Lebende – wir werden sie nicht mehr vergessen.

Überflutet vom dürren Licht dieser toten, goldfarbenen Wiese, gesäumt von schlagendem Korn und wellenförmigen Fensterläden, rot mit Geschrei von Tieren, sank ich in diese salbichte, tiefe, zuckrige Materie, in dieses aus Blut, Saft und Lehm bestehende Sperma, blühte ich auf zum totalen Hahnenschrei, öffnete ich mich in die Weite; die Sonne besaß mich unter den dürren Qualen, die die Ölbäume zu bezaubernden, exartikulierten, geschwärzten Leichen verknoten und auf kleinen Heuschreckenfeuern die bratenden Zikaden zum Heulen bringen.

Mein Bau war eine Gebetstrommel. Das (. . .) Geschlecht einer geschändeten Jungfrau heulte, zerschnitten auf einem Dach, blutig. Gesichtsversehrte loderten in Gluten, flossen als Lava die ganzen Brüste hinab.

Ich hörte, wie das Verlangen die Schiffe überflutete und die Seeleute jenseits der Relinge sich zu Tode tanzten. Ein Skorpion spannte sich zum Bogen und traf sich an der Schläfe. Für immer blind sein in dieser Verschmelzung, sich in ihrem Spasmus auslöschen! Die Menstrualsonne klaffte. Auch sie mußte verbrennen.

Die Welt stirbt an das Gesicht geklammert, das man ihr abreißt. Die offene Wunde, triefend vor Betäubung. Das neue Gesicht, häßlich von jener Schönheit, die allein die Gluten kennen können.

* Unleserliches Wort (Anm. d. Hrsg.)

Danielle Sarréra

aus: Danielle Sarréra, Arsenikblüten. Das Buch erscheint mit Illustrationen von Valie Export und einem Klappentext von Rita Bischof und Elisabeth Lenk Anfang April im Matthes & Seitz Verlag.

Gedanken über mögliche Formen feministischer Anarchie

Es fällt nicht leicht, in einem Klima, in dem der Mord als strategisches Kalkül mit einer allgemeinen Enthumanisierung harmonisiert, etwas über feministische Anarchie zu schreiben, zumal Schlagwörter für alle Ewigkeit mit unverwandelbarem Sinn versehen scheinen.

Mit vielen Frauen vollzieht sich allmählich etwas, was wie eine Wandlung aussieht, aber es ist eine Krise. Wenn man eine Krise hat, kann man bekanntlich nichts mehr so machen wie zuvor, man stiftet Unruhe, stiftet sich gegenseitig an und verspürt Neigung zu allerhand Gewalt und Veränderung. Es formuliert sich ein Schrei, aber es ist ganz etwas anderes als vermutet. Ein Karateschrei und der vielfältigte Schrei vieler Säuglinge hallt in den schützenden Gewölben der Frauenbewegung wider.

Es ist sehr leicht, auf der Suche nach Identitäten in die Frauenbewegung zu geraten, noch leichter, solche dort zu finden in der Subjektivität gemeinschaftlicher Leidenserfahrungen. Was weniger leicht, ist offenbar der Schritt von der Erfahrung zur Veränderung von Erfahrungswirklichkeit. Es wäre wichtig, die scheinbare Vorgegebenheit von Identitäten zu analysieren, umsomehr, wenn sie sich als neues Verhaltensklischee innerhalb der Frauenbewegung einnistet.

1. Emotionalität und Rationalität

In der Bewegung wird mit Vorliebe eine falsche Gefühlsebene kultiviert. Jede beschreibt, wie sie sich fühlt, wie beim Betreten der Restaurants, bei der Geburt, beim Frauenarzt, als Leidende, als Liebende, als Intellektuelle oder als Prostituierte, als Hausfrau oder Fabrikarbeiterin. Die subjektiv erfahrbaren Konflikte werden so gehandhabt, daß jeder Gedanke darüber zur unendlichen Klage wird. Dem mangelnden Umgang mit radikaleren Methoden des Entzuges aus einigen der drückendsten Zwänge geht eine ängstliche Erfahrungsfeindlichkeit voraus. Die Möglichkeit einiger Veränderbarkeiten wird erst gar nicht in Erwägung gezogen. Dazu wäre es z. B. notwendig, Qualitäten zu schaffen, die neu zu entwickelnden Bedürfnisstrukturen gerecht werden können. Das geht nicht, ohne die Dualität von Emotionalität und Rationalität anzuerkennen.

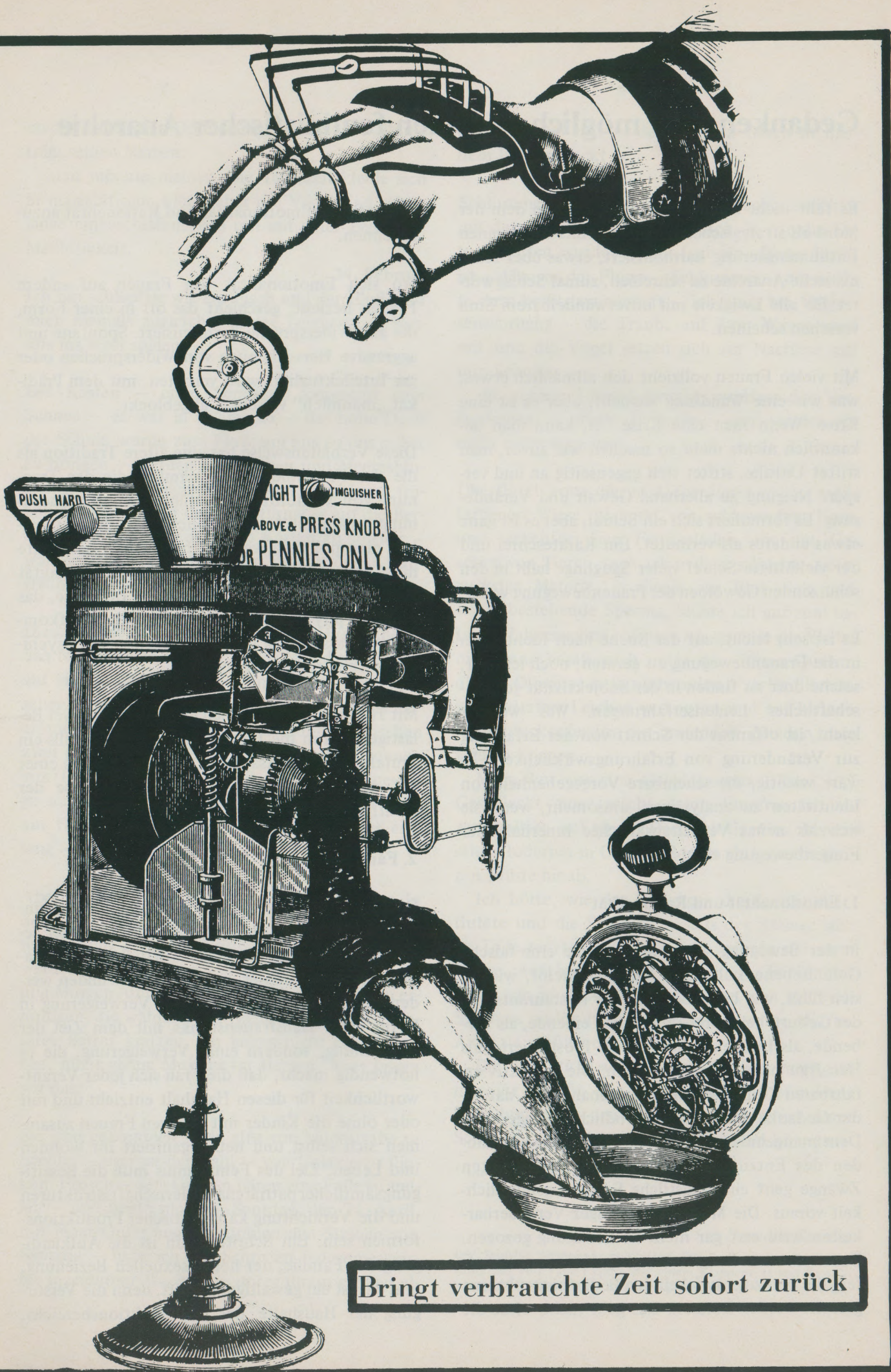
Wo sich Emotionalität von Frauen auf andere Frauen bezieht, geschieht das oft in einer Form, die alle Widersprüche harmonisiert. Spontane und aggressive Hervorhebung von Widersprüchen oder gar Intellektualität wird verbeten, mit dem Prädikat „männlich" versehen, abgeblockt.

Diese Verhaltensweise hat eine ältere Tradition als die der Frauenbewegung, nämlich die der Trennung von Vernunft und Gefühl und deren Zuordnung „männlich" und „weiblich". Daß Kritikfähigkeit eine politisch wesentliche Qualität hat, sollte nicht länger verborgen bleiben. Die Emotionalität und Rationalität von Frauen ist in der Lage, das Problem physischer Gewalt solange nicht aufkommen zu lassen, wie die Möglichkeiten des psychischen Terrors ausreichend sind.

Mit Judo und Karate lassen ein oder auch zwei Belästiger sich in die Flucht schlagen, keinesfalls ein brutalisierter Staatsapparat. Dazu bedarf es einer auf der Hand liegenden Anwendungsweise der „Waffen der Frau".

2. Familie

Die patriarchale Struktur der Familie, der scheinbaren Muße des Ortes der Reproduktion, der sexuellen Werkstatt, der verantwortlichen Sozialisation des Nachwuchses, kann nur überwunden werden durch Verweigerung. Nicht Verweigerung in Form eines Hausfrauenstreiks mit dem Ziel der Entlohnung, sondern einer Verweigerung, die es notwendig macht, daß die Frau sich jeder Verantwortlichkeit für diesen Haushalt entzieht und mit oder ohne die Kinder mit anderen Frauen zusammen sich selbst und neu organisiert im Wohnen und Leben. Ziel des Feminismus muß die Beseitigung sämtlicher patriarchaler Herrschaftsstrukturen und die Vernichtung kapitalistischer Produktionsformen sein. Ein Schritt dahin ist die Aufkündigung der Familie, der heterosexuellen Beziehung, und das ist ein gewaltiger Schritt, denn die Versorgung der Haushalte, des Reproduktionsbereichs,


PUSH HARD
LIGHT
INGUISHER
ABOVE & PRESS KNOB.
OR PENNIES ONLY.
Bringt verbrauchte Zeit sofort zurück

der gesamte Konsum, den die Familie mit sich bringt, fielen aus. Das wäre ein empfindlich verletzender Angriff auf die Funktion der Wirtschaft, von der Moral gar nicht zu reden. Es sind wichtige Entscheidungen zu treffen im Prozeß der progressiven Veränderung feministischer Handlungsspielräume. Die Emotionalität und Rationalität muß den Grundpfeilern kapitalistischer Strukturen und patriarchaler Bedürfnisse entzogen werden, es sollte den Frauen an genau der Logik mangeln, die suggeriert, man habe sich den alltäglichen Gegebenheiten willig zu unterwerfen. Die Radikalisierung der Frauen wird kein akademischer Prozess sein sondern einer des konkreten Zorns und der Aneignung eigener Bereiche. Die Unbeherrschtheit der Frauen wird der ihnen adäquate Anarchismus sein, die Befreiung der Frauen durch sich selbst von jeglicher Herrschaft wäre die erste und notwendigste humane Errungenschaft in ihrer Geschichte.

3. Sexualität

Es fällt den meisten Männern und gerade den Linken zur sinnlichen und politischen Enthaltsamkeit der Frauen ihnen gegenüber nichts weiter ein als der Vergleich mit Frauenklöstern, in denen man sich der Tribadie hingibt als einer notdürftigen Lösung. Diese Vorstellung findet sich auch in den Köpfen sehr vieler Frauen, und es scheint ihnen nichts abwegiger, als ihre erotischen Phantasien auf Frauen zu beziehen. Dennoch sind diese Frauen in Frauenzentren und Frauengruppen, arbeiten mit anderen Frauen, sprechen, lachen, trinken miteinander, weshalb sollte die Grenze der Emotionalität gerade da beginnen, wo die Lust anfinge, sich auch erotisch und sexuell auf Frauen zu beziehen? Zumal der Subtilität von Liebesbeziehungen zwischen Frauen die antrainierten Verhaltensmuster zwischen Männern und Frauen nicht halbwegs nahe kommen. Absehen will ich von der Forderung, im Lesbianismus eine revolutionäre Taktik zu propagieren, da es die wirklichen Qualitäten dieser Beziehungen zwischen Frauen instrumentalisieren würde.

4. Anarchofeministische Aktivitäten

Die Hoffnungen der Frau können sich weder bei Marx noch bei Marcuse erfüllen (von der zersplitterten Linken gar nicht zu reden), sondern in der Entwicklung und Anwendung der eigenen Kräfte. Eine anarchofeministische Bewegung wird nicht zu erkennen sein an einer hierarchisch organisierten und strukturierten Partei mit Programm und Status als eingetragenem Verein sondern an subversiven und anarchen Aktivitäten, die von unzähligen kleinen Gruppen ausgehen. Entscheidend für die politische Wirksamkeit einer solchen Bewegung ist die Aktivität der kleinen verwalteten Gruppe. Die Vielzahl solcher Gruppen und die Unüberschaubarkeit ihrer Menge ist ein wesentlicher Vorteil.

Den einzelnen Frauen in diesen Gruppen wird bewußt sein, daß Anarchismus keine Methode sein kann, um revolutionäre Siege zu erringen, sondern eine Verhaltensweise des Individuums, um die Grenzen seines gesellschaftlichen Verhaltens und Bewußtseins zu überschreiten. Sie werden keine Führer und keine Vorsitzenden dazu brauchen wie die meisten Männerorganisationen, die sich um ein artikulationsgewandtes, charismatisches Individuum scharen. Einheitlichkeit der Bewegung kann sich nur aus der unterschiedlichen Arbeit unterschiedlicher Gruppen ergeben. In ihnen werden ausgehend von ihrer jeweiligen Situation Frauen sich gegenseitig in ihrer Entwicklung unterstützen. Vorstellbar wäre eine umfangreiche Einbeziehung von Frauen, die weniger privilegierte Bildungschancen hatten. Die Kommunikationsmöglichkeit der kleinen Gruppe ist weitaus größer, was die Frustrationsgrenze weitgehend aufhebt und die Lernbereitschaft auf Freundschaft und Vertrauen basieren läßt.

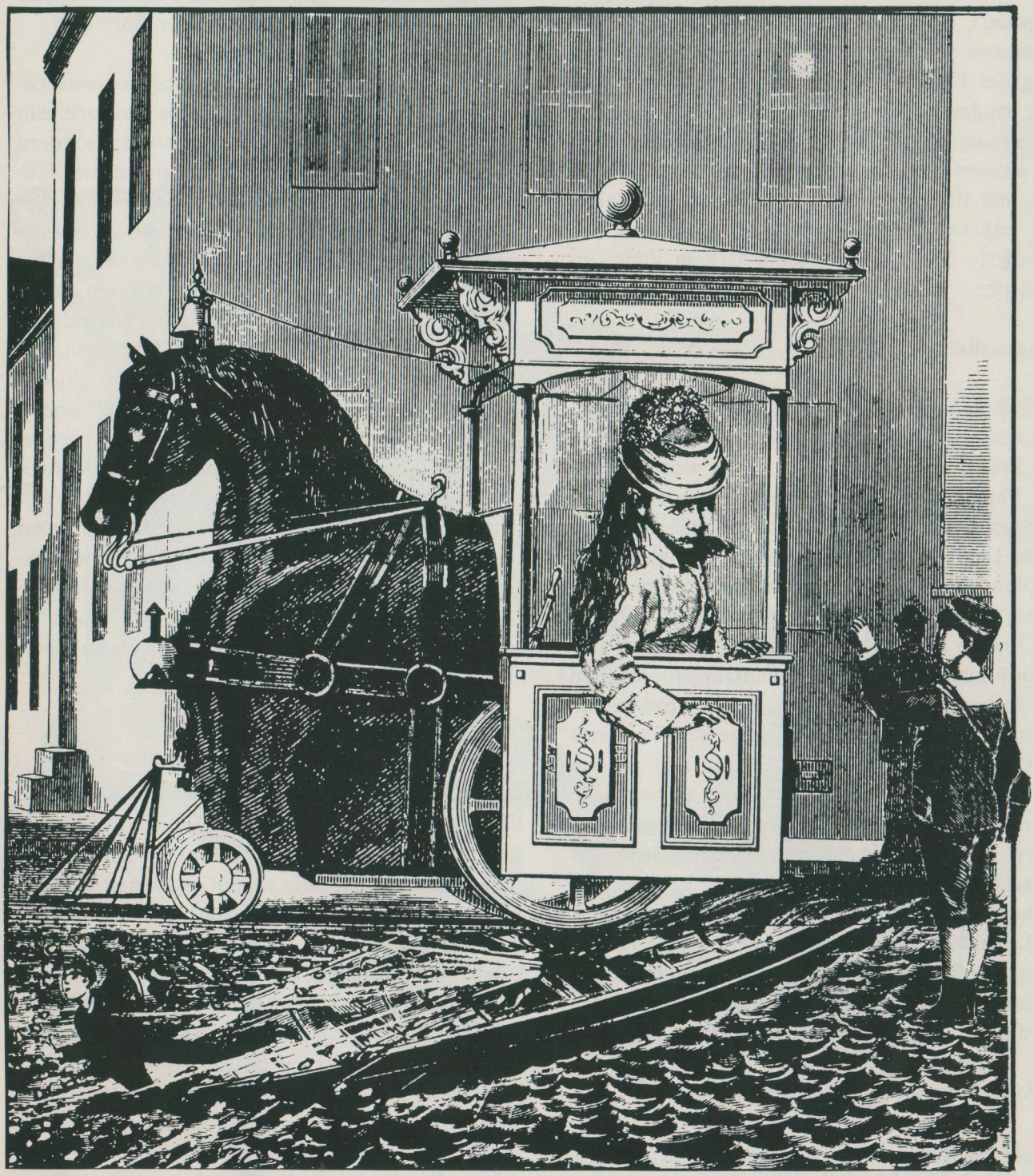
5. Vorletzte Worte zur Linken

Die Genossen hätten es gerne gesehen, wenn die Frauen auf eine gewisse Teilung im revolutionären Kampf eingegangen wären. Die linken Männer und Frauen hätten sich dem Kampf gegen den Kapitalismus und die Klassengesellschaft gewidmet, während die Frauenbewegung dann die Überreste des Patriarchats hinwegzufegen gehabt hätte. Danach gibt man sich dann fröhlich die Hände. Der feministische Kampf ist jedoch kein teilbarer, er ist ein umfassender, weil er auf die Zerstörung nicht nur kapitalistischer und patriarchalischer Herrschaftsverhältnisse zielt sondern auch auf die der Vorherrschaft und Amtsanmaßung linker Männerorganisationen. Der feministische Kampf zielt auf die Zerstörung von Herrschaft grundsätzlich!

Es gibt eine gewisse Tradition zynischer Bemerkungen der Genossen Frauen gegenüber. Carmichaels misogyne Anmerkung: „Die einzige Stellung für Frauen im SNCC ist die Horizontale“ unterscheidet sich nicht wesentlich von den Klosprüchen in linken Kneipen.

Es gibt Situationen, wo Männer über ihre Frauen lachen müssen, weil Salz im Pfefferfäßchen ist; bevor sie bemerken, daß das Arsen im Salzfäßchen ist, ist es schon zu spät.

Gabriele Goettle



Blut und Boden und das Tausendjährige Reich

„Blut", das bedeutete den deutschen nationalsozialisten nicht das vergossene blut ihrer gegner sondern die eigene erbmasse, die sie gegen die erbmasse der anderen völker und rassen durchsetzen und in die zukunft hinein erhalten wissen wollten. „Boden", das sollte der lebensraum sein, den sie zu erobern trachteten, um ihren zahllosen nachkommen ein „Tausendjähriges Reich" zu sichern. „Blut und Boden" in verbindung mit der lehre vom „Tausendjährigen Reich" war gewissermaßen die nazi-weltformel, mit der alles und jedes erklärt werden konnte. Heute denken wir bei diesen vokabeln nicht mehr an erbmasse und lebensraum, kaum noch an Auschwitz und Dachau, eher an eine rote pfütze auf dem asphalt, verkehrsunfall: 30 millionen tote.

Der welthistorische verkehrsunfall war der zusammenstoß des deutschen bürgertums mit der durch keine revolution gebrochenen tradition des deutschen adels. Stell' dir den reichsten deutschen bürger vor, zum beispiel Alfried Krupp von Bohlen und Halbach, oder den berühmtesten deutschen Bürger, zum Beispiel Johann Wolfgang von Goethe: in vier bis fünf generationen hat er keinen leiblichen erben mehr, sein vermögen wird verschleudert, in alle winde zerstreut, sein wappenschild wird gestrichen, sein adelsbrief an andere bürgerliche emporkömmlinge verkauft, sein name steht nurmehr in büchern verzeichnet. Sein „Blut" ist verdorrt, der „Boden" den er seinen nachkommen erworben hat, enteignet, von anderen bewohnt. Das ist eine naturgesetzlichkeit, die durch die entstehung des patriarchats ausgelöst wurde.

Naturgeschichtlich gesehen ist der menschenmann ein fremder eindringling in die spezies weib, der den uterus der frauen für seine eigenfortpflanzung zweckentfremdet hat. Die frau als biologisches wesen setzt diesem fremdling einer anderen evolutionären richtung ihren widerstand entgegen. Sie hat den eisprung, der für alle menstruierenden lebewesen im menstruationszyklus erfolgen muß, aus der menstruation ausgetrieben und die zeit ihrer natürlichen fruchtbarkeit in eine zeit unfruchtbarer tage verödet.

Hätte der menschenmann nur ein oder zwei ranzzeiten im jahr wie viele andere lebewesen, wäre er längst ausgestorben. Sein sperma wird im scheidensekret der vagina abgetötet. Der menschenmann muß sein wirtstier bumsen und bumsen und bumsen, und hat er endlich einmal das ei erwischt und seinen sohn gezeugt, dann geht der mutterleib an die arbeit und beginnt selbsttätig das sohnesembryo abzutreiben. Das bewußtsein der sohnesmutter weiß nichts davon. 10 % aller männlichen embryonen werden in den ersten zwei monaten nach der begattung aus dem mutterleib wieder ausgestoßen.

Was uns als der naturgegebene ausgleich der „geschlechter" in der statistik der mädchen- und knabengeburten erscheint, ist das ergebnis eines gnadenlosen kampfes zwischen weiblichem und männlichem fortpflanzungsinteresse. Der mann will aus dem uterus seines wirtstieres die sohnesgeburt heraushaben und weiter nichts. Trotzdem gibt es in der menschlichen gesellschaft mehr frauen als männer. Für die patriarchalischen familien bedeutet das, daß sie in wenigen generationen erlöschen müssen, weil ihnen die männlichen „stammhalter" aussterben. Allein die töchter und weiblichen nachfahren bleiben bestehen. Aber sie sind namenlos und werden an andere familien abgegeben. Sie gebären fremden familien söhne mit fremden namen, die ebenfalls über kurz oder lang vergessen sind. Dem entgegenzuwirken war es üblich, die tochtergeburten abzuschlachten. Später, in christlicher zeit, als die kindestötung verboten war, bildeten sich exklusive heiratsgruppen, die untereinander die töchter austauschten. Aus diesen heiratsgruppen entstanden der adel und die patriziergeschlechter, die sich relativ lange gehalten haben.

Auf diese weise hat das patriarchat der naturgesetzlichkeit entgegengewirkt, daß der homo sapiens als biologische erscheinungsform eine „tochtergesellschaft" ist und keine fabrik zur erzeugung von söhnen. Der brave deutsche mann hatte mit der ganzen sache gar nichts zu tun, denn er war kleinbürger und an ihn schenkten die adeligen und patrizier keine töchter weg. Alle die Schulzes und Schmidts, die Müllers und Meiers der kommenden

jahrhunderte würden nicht seine enkel sein sondern die enkel von irgend einem anderen meier, mit dem er verkracht war, vielleicht sogar die enkel von seinem jüdischen hauswirt. Das war der große schmerz eines zukunftssüchtigen Kleinen mannes.

Das Tausendjährige Reich sollte die erhöhung des deutschen Kleinen mannes bringen: Er würde ewig und von adel sein und mit hilfe von menschlichen zuchtstuten (und etwas anderes als zuchtstuten sind die töchter von adelsgruppen nicht) der ahn unsterblicher söhne und enkel werden. Die grotesken einzelheiten der nazi-propaganda täuschen darüber hinweg, daß die ideologen des Dritten Reiches ihren Darwin genau studiert hatten: Ein lebewesen muß nachkommen haben und diese nachkommen müssen einen lebensraum besetzt halten. Die evolution ist unerbittlich.

Es gibt kein streben in die zukunft ohne verwurzelung in der vergangenheit, gleichgültig, wie kurios die historischen fakten manipuliert werden. Rund um den geistigen horizont der deutschen bürger bildete sich ein tapetenmuster zwanghafter ideologie-formeln. Archäologie, Germanistik und Lateinunterricht lieferten den germanischen stammbaum. Mit hilfe der theorie von der indo-europäischen sprachfamilie konnte er seine wurzeln bis nach persien und indien ausstrecken. Die deutschen sagten sich von ihrem mitbürger moses mendelssohn los und wurden „arier". Und da war ja dann das „Tausendjährige Reich" das allernächste stammlokal.

Die lehre vom Tausendjährigen Reich ist persischen ursprungs, ist entlehnt aus der religion der iranischen arier und wurde von den jüdischen propheten ins Alte Testament übernommen. Es ist der mythos vom kampf des lichts gegen die finsternis. Die lichten götter kämpfen gegen die dunklen götter. Alle geschöpfe der welt sind in diesen kampf mit einbezogen. Am ende des kampfes erscheint der Messias, er führt die guten kräfte des lichts zum sieg und gründet das tausend jahre währende reich des friedens und der gerechtigkeit, wobei tausend jahre soviel wie ewigkeit bedeuteten.

Dem menschen (dem mann!) kommt in dieser lehre eine besondere bedeutung zu, denn er allein von allen geschöpfen hat die freiheit der entscheidung, ob er an der seite der guten kräfte oder an der seite der bösen kräfte in den kampf eingreifen will. Von der frau oder den frauen ist in diesem zusammenhang nicht die rede, und der freimaurer Mozart erscheint fast als ein frauenrechtler, wenn er in der Zauberflöte das weibliche element aus der tiefe der mütterlichen nacht emporhebt und ihm die möglichkeit gibt, in diesem kampf mitzustreben. Die frau hat eine chance, auf der richtigen seite der welt zu erscheinen, wenn sie nämlich den richtigen mann findet. Wenn nicht, dann hat sie eben pech gehabt. Denn die frau kann zwischen gut und böse nicht unterscheiden, sowenig wie die tiere, nur daß eben die tiere schuldlos sind, während die frau die schuldige ist und zur partei des nächtlichen bösen gehört.

Die frau, die nicht durch den mann erlöst ist, wird auf die dunkle seite des schlachtfeldes verwiesen, wo sie nach göttlichem ratschluß den krieg zu verlieren hat. Das, was in unserem jahrundert die psychologie, die soziologie, die biologie und das fernsehen vollbringen, das vollbrachte einst die mythologie. Sie reicht von den australnegern, griechen, chinesen bis zu Gotthold Ephraim Lessing und Wolfgang Amadeus Mozart und wird dann „Aufklärung" genannt.

Mythologie hat zwei gesichter. Das dem mann zugewandte gesicht spricht ihm mut und kraft zu, die als feindlich gedachten weiber und die als weiblich gedachten feindlichen götter zu bekämpfen und zu überwinden. Das dem weib zugewandte gesicht liefert ihr die formel: Du hast nichts, du bist nichts, es sei denn durch IHN. Alle mythologie, religion, biologie, psychologie, soziologie und fernsehwerbung werfen die frau auf die kernfrage ihres daseins zurück: „Wie bekomme ich einen gnädigen mann?"

Die grauenvollste verwüstung des weiblichen selbstverständnisses wird durch die verquickung von irrlehre und moral vollbracht. Der verlierer ist immer und an allem schuld. Die frau ist immer und an allem schuld, denn sie ist der vorausbestimmte verlierer. Bis auf den heutigen tag gibt es keine frau, die so frei sein kann, daß sie nicht vor der beiläufigen bemerkung: „Da bist du selber schuld", sofort die waffen streckt und sich in ihr schicksal ergibt. Alles ungemach, das die frau trifft, muß sie

ertragen, denn sie hat eine schuld abzubüßen. Durch den begriffsverhau von Schuld – Niederlage – Finsternis – Bosheit – Weiblichkeit kann sich keine frau unverwundet hindurchwinden. Der in der mythologie gefeierte sieg des mannes über die frau ist in personalunion der sieg des guten prinzips über das böse prinzip. Wenn ich sage „Licht!", dann empfinde ich meine aussage als positiv. Wenn ich sage „Finsternis!", dann empfinde ich meine aussage als negativ. Wobei die frage, warum eigentlich positiv etwas positives und negativ etwas negatives bedeutet, beiseite bleiben muß, damit ich nicht den verstand verliere.

Ich kann mir klarmachen, daß ich ein wanderer in der wüste bin, und das leuchtende licht eine mörderische verderbnis ist und daß die nächtliche finsternis mir als lebensretterin kommen wird. Aber ich kann es nach dem sprachgebrauch mir „klar machen", ich kann es mir nicht „dunkel machen". Anschließend brauche ich nicht mehr zu „erhellen", warum die nazis behaupten konnten, was immer sie wollten, es „erschien" selbst ihren opfern so stimmig, daß sie bis in den tod hinein resignierten. Nicht allein die mörder sondern auch die opfer nahmen gläubig hin, daß im vergleich mit dem „Deutschen" der „Jude" einen wesentlich weiblichen charakter hatte und daß die deutsche volksmasse, die bei allem jubel ihrem führer nicht ganz folgen konnte, nach des führers ausspruch „EIN WEIB" sei. Wenn dann die Gestapo an der tür eines staatsfeindes klingelte, hatte sie nicht nur das recht des männlichen mannes über einen weibischen mann.

Die lehre vom Tausendjährigen Reich ist die irrlehre von jahrtausenden. Die nazis haben den ruhm für sich, diese lehre in die modernen naturwissenschaften hineinverknotet zu haben. Mit dem begriff „Blut und Boden" wird der mythos vom kampf des lichts gegen die finsternis zu einem teil der modernen biogenetik. Den aufguß des blut-und-boden-darwinismus bekommen wir heute als psycho-sozio-bio-genetik übergekübelt und werden darüber belehrt, daß alle „menschen" die freie entscheidung über ihr tun und lassen haben, allein wir frauen haben diese entscheidung nicht. Genetisch sind wir als untergebene gefährtin des mannes determiniert, biologisch sind wir durch unsere hormone dazu bestimmt, dick und dämlich zu werden, soziologisch unterstehen wir den klassenkampfgesetzlichkeiten der männergesellschaft und psychologisch empfinden wir uns als kastrierte männer.

An dieser stelle müßte meine widerlegung der irrlehre vom Tausendjährigen Reich beginnen. Ich muß nachweisen, daß die finsternis dem licht gleichberechtigt ist, daß unsere weibliche bosheit gegen die männliche großmut emanzipiert werden muß, daß die männer sich irren, wenn sie ihren fleischzipfel als das gute prinzip verehren und uns unrecht tun, wenn sie unsere mösen als das böse prinzip bis in den bumsakt hinein bekämpfen. Statt dessen starre ich gedankenlos in die tagesschau und höre und sehe wie sinnlose figuren sinnlos plappern. Ich betrachte zaundürre spinner und zeckenfeiste oger und erwäge, wenn alle diese männer sich umdrehen und nicht ihre gesichter sondern ihre hintern in die röhre halten würden, ob das nicht ein ästhetischerer anblick wäre. Eine frage durchschlägt die tausendjährige gehirnwäsche, die meine großhirnrinde „weiß" gewaschen hat: Wie kann ein lebewesen von solchem fehlverhalten wie der menschenmann, in der evolution überhaupt vorhanden sein? Tatsächlich reicht der intelligenzquotient des menschenmannes gar nicht mehr dazu aus, daß sich dieses lebewesen in der evolution erhalten kann. Das bedeutet nicht, daß ich die männer für dumm verkaufen will. Aber selbst wenn 2 milliarden männer nicht am rande des schwachsinns entlangtaumelten, sondern den intelligenzquotient von Albert Einstein hätten, würden sie es nicht mehr schaffen in dieser welt überlebensfähig zu sein.

Christa Reinig

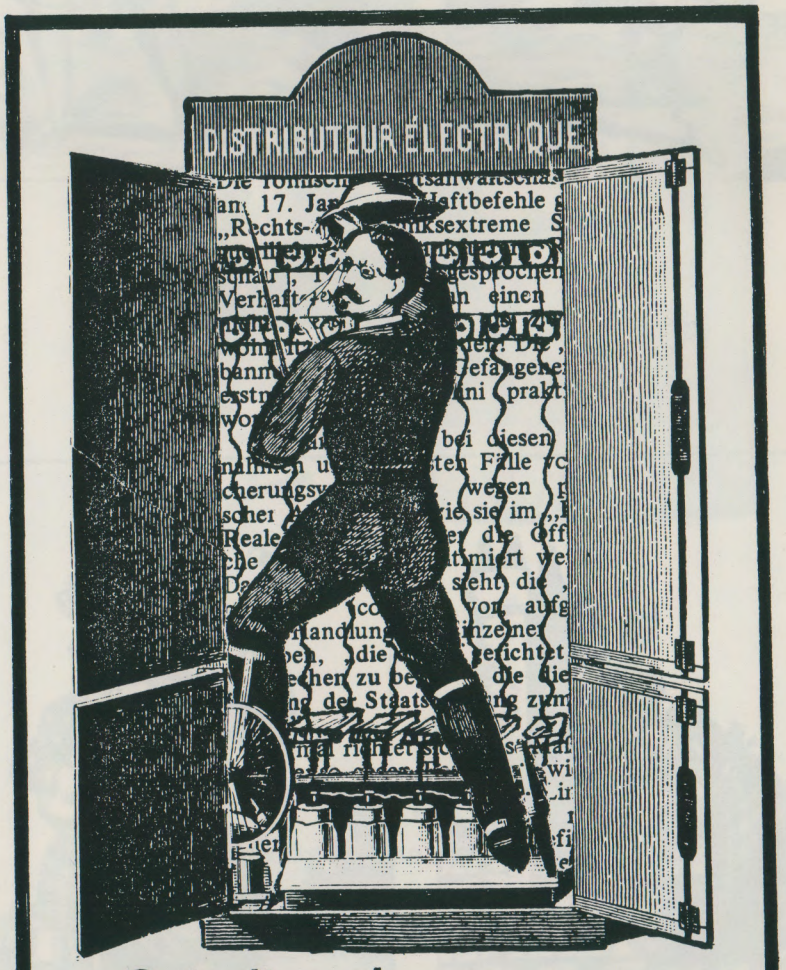
****

NOUVELLE ARMEE DE FEMMES

St-Simoniennes, organisée en Corps mobile.

Proclamation adressée par le Général de ce nouveau Régiment à ses compatriotes. — Marche guerrière sur ce sujet.

Die Ansichtskarten mit der Bilderserie St. Simoniennes sind bei Berta Rahm, Ala Verlag Klosbachstr. 46, CH 8032 Zürich erhältlich.



Gut sitzende
Hüte durch Elektromassage

Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Mitarbeiterinnen und Autorinnen:	Gabi Dietze Isolde Eckle Ute Frank Elfriede Gerstl Julia Kristeva Edith Lechtape Monika Metzger Christa Reinig Danielle Sarréra Sarah Schumann
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	viva Frauendruck, Mehringdamm 51, 1000 Berlin 61 (Reproarbeiten) contrast gmbh, Hauptstr. 159 1000 Berlin 62 (Satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PschA Berlin (West) Nr. 239644 - 104
Vertrieb für Berlin: und die BRD:	Frauenbuchvertrieb GmbH Mehringdamm 34 1000 Berlin 61 Tel.: (030) 251 16 66

Abonnements und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen, sowie mehrfache Bestellungen sind an die Frauenbuchvertrieb GmbH (Adresse siehe oben) zu richten.